

Friedrich Karl I.

5. Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst

1814—1884

Kaiserlich Russischer Generalleutnant

Von Friedrich Karl Erbprinz zu Hohenlohe-Waldenburg

I. Werden und Persönlichkeit

1.

Wer an die bedeutenden Männer denkt, die das Haus Hohenlohe im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, wird zuerst den deutschen Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1819—1901) oder seinen Bruder, den Kardinal Prinz Gustav (1823—1896) im Sinn haben. Man mag auch an Mitglieder des Hauses Hohenlohe-Langenburg denken. Ihre nationalliberale oder freikonservative Haltung entspricht dem Geist des neuerstehenden preußisch-deutschen Reiches. Es ist nur natürlich, daß Fürst Chlodwig im Bismarckschen Bannkreis Stein um Stein zum neuen Gebäude beitragen und endlich das Erbe des großen Kanzlers verwalten konnte.¹⁹ Ein großes Schrifttum ist seinem Leben gewidmet. So dominierte im allzeit reichen Spektrum der Gesinnungen hohenlohischer Prinzen während des vergangenen Jahrhunderts das liberale Denken, und es ist kein Wunder, daß Gollwitzer in seinem Werk „Die Standesherrn“¹⁸ im Abschnitt „Deutsche Whigs“ ein Kapitel den Hohenlohischen Häusern gewidmet hat; allerdings vergißt er auch die anders gesonnenen Mitglieder der Familie nicht.

Einem solchen Mitgliede, dem Fürsten Friedrich Karl I. zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, sei diese kleine Biographie gewidmet. Sein Leben hat noch keine Beschreibung erfahren. Ein erster Versuch sei hier gewagt; denn seine Persönlichkeit mag Einblick in einen konservativeren Bereich des Hauses im 19. Jahrhundert geben. Wie die neuere Geschichtsschreibung dazu neigt, Metternichs Zielen gegenüber dem glänzenden Werk Bismarcks Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so sei hier eines ungewöhnlichen Konservativen gedacht, der, wie so viele Deutsche, still seinen Weg ging und scheinbar in das unpolitische Reich der Wissenschaft auswich. Und wie Vorhut und Nachhut einer Heeresssäule eigene Dinge bezwecken: hier sehen wir ein Leben, das ganz dem Hüten, Bewahren und Regeln gewidmet war.

Friedrich Karl I., 5. Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, wurde am 5. Mai 1814 in Stuttgart geboren. Er war das älteste Kind aus der zweiten Ehe des Fürsten Karl Albrecht III. zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1776—1843) mit der Prinzessin Leopoldine zu Fürstenberg (1791—1844). Karl Albrecht hatte in seiner ersten Ehe mit Prinzessin Auguste zu Isenburg-Birstein (1779—1803) viel Unglück getroffen. Damals waren ihm zwei Söhne noch am



Friedrich Karl I. zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst

Tage der Geburt gestorben, ihnen war die Fürstin im Jahre 1803 ins Grab gefolgt. Nur eine Tochter, Caroline, überlebte. Nach diesen Schlägen hatte der Fürst sich lange nicht zu einer neuen Heirat entschließen können und als Witwer 1807 seinem jüngeren Bruder Franz die Herrschaft Schillingsfürst abgetreten; wie es damals schien, nur als Voraus auf die ganze Standesherrschaft Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst. Nun, es sollte anders kommen.

Das Wesen Karl Albrechts III. ist schwer zu beschreiben. Erhaltene Bilder zeigen ihn als untersetzten, energischen Herrn mit unverkennbar cholerischen Zügen. Er entstammte der sehr kinderreichen Ehe des Fürsten Karl Albrecht II. mit Judith Freiin von Reviczky, einer frommen ungarischen Adligen von außer-

ordentlicher Gemüts- und Charakterstärke. Sie war einst der Kaiserin Maria Theresia nahegestanden, und ihre Kinder erbten in der Tat irgend etwas von der Kaiserin Frömmigkeit und Güte, die auf die Mutter übergegangen waren, aber auch eine fast josephinische Toleranz. Vom Vater hatten sie militärisches Talent, jedoch ein unberechenbares Wesen und Jähzorn mitbekommen.¹⁶ Karl Albrecht III. schien nun mehr seinem Vater zu ähneln. Sein Bruder Franz, der spätere Fürst der Linie Schillingsfürst, hatte sich aus Opposition gegen seine Erziehung in einem Franziskanerinstitut zu Parma eben josephinisch-liberal entwickelt. Zwei Brüder, Albert und Joseph, österreichische Kavallerieoffiziere, durch seltsame Fügung fast am gleichen Ort bei Ulm, aber fünf Jahre nacheinander, in Reitergefechten gegen Frankreich gefallen (1800 und 1805), schlugen mehr der Mutter nach; ganz besonders traf das beim jüngsten Bruder, dem berühmten Titularbischof Alexander Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, zu, dessen frommes Leben ganz mit dem der Mutter verbunden blieb. Sein Leben hat seit über hundert Jahren viel Beschreibung erfahren.

Kurz, der Geist des aufgeklärten Österreich mit all der übernationalen Weite und Toleranz der 1780er Jahre, aber auch mit Nützlichkeitsdenken und schulmeisterlich verknöchertter Aufklärung trafen in Karl Albrecht III. auf cholericisches und schwer zugängliches Wesen. Über seine erste Ehe ist wenig zu erfahren; die zweite mit Leopoldine von Fürstenberg wurde jedenfalls nicht sehr glücklich, obwohl dem Paar nach Friedrich Karl noch eine Tochter Katharine und zwei Söhne, Karl und Egon, geschenkt wurden. Fürstin Leopoldine, als Mutter von ihren Kindern tief verehrt, reiste in den Jahren nach 1820 viel in Süddeutschland und hielt sich oft lange am Hof ihres Bruders in Donaueschingen auf. Karl Albrecht lebte währenddessen allein in Kupferzell, der Residenz des Hauses nach der Abtrennung von Schillingsfürst, wohl nur an nächstliegenden Dingen interessiert, führte ein mißtrauisches und sparsames Regiment in seiner Standesherrschaft, wie Verwaltungsakten beweisen, und wurde von seinen Kindern mehr verehrt als geliebt. So hatte die Mutter größeren Anteil an deren Erziehung, sie nahm sie oft mit sich und hat wohl in Friedrich Karl, Katharine und Egon die festen Charaktere geformt, die sie später zu so markanten Persönlichkeiten werden ließen. Von Karl, dem zweiten Sohn, hören wir wenig.

Soviel über die Umwelt, in der Friedrich Karl, der Älteste, heranwachsen sollte. Wie dem Fürstlichen Oberrentamt in Waldenburg in der Geburtsanzeige am 5. Mai 1814 — Napoleon war gerade nach Elba unterwegs und der Wiener Kongreß begann — mitgeteilt wurde, ist er bei Geburt „gesund und wohlgestaltet“ gewesen. Offenbar blieb er auch gesund und wuchs normal heran. Ob Friedrich Karl ein festes Zuhause gehabt hatte, ist so, wie die Verhältnisse lagen, unsicher. Das Gymnasium hat er in Donaueschingen besucht und wurde dort, wie ein Zeugnis vom 27. September 1831 belegt, schon nach dem Schuljahr 1827/28 „gesetzmäßig entlassen“.

Was schwebte einem jungen mediatisierten Prinzen im Jahre 1828 als Lebensziel vor? Wir sehen ihn zu einer Zeit, da das Leben standesherrlichen Adels sich noch nicht geformt hatte. Der Grundsatz, der Älteste solle regieren, die übrigen Brüder ihr Glück im Kriegsdienst oder in der Kirche versuchen, hatte anscheinend ausgedient. Die neue Lebensweise, die Standesherrschaft durch den Ältesten wenigstens wirtschaftlich „regieren“ zu lassen, vorläufig niedere Gerichtsbarkeit zu üben und „da zu sein“, war noch nicht recht ausgeprägt. Es blieb zunächst der

Militärdienst. Beratend trat Fürst Ernst zu Hohenlohe-Langenburg hinzu, dem die reine Militärlaufbahn ungenügend erschien. Die Gelegenheiten zur Auszeichnung auf dem Schlachtfelde seien selten, so schrieb er, und da man in Friedenszeiten sein Emporkommen durch das Erledigen diplomatischer Aufträge suchen müsse, sei hier ein Studienplan für den jungen Neffen Friedrich Karl — es folgt ein ungeheures System aller Fertigkeiten, die man sich in wenigen Studienjahren anzueignen habe. Die ganze barocke Allgemeinbildung junger Prinzen spricht daraus. Wir können annehmen, daß das erste Studiensemester Friedrich Karls zu Heidelberg im Winter 1831/32 in etwa dem Plane folgen sollte. Jedenfalls brachte er im April 1832 ein gutes Zeugnis über den Besuch mathematischer Vorlesungen und Übungen mit nach Hause.

Das Wichtigste war, inzwischen eine Offizierscharge zu sichern, natürlich im österreichischen Dienst, wie ja auch noch lange nachher für einen mediatisierten Prinzen niemals die Militärlaufbahn in einem Rheinbundstaat in Frage kam. In einem Brief, den Karl Albrecht III. am 3. März 1832 an Kaiser Franz I. von Österreich schrieb, erbat er die Stelle eines Oberleutnants in einem Husarenregiment für seinen Sohn. Durch den Einfluß des ungarischen Hofkanzlers, des Grafen Reviczky, eines Vetters Karl Albrechts, kam auch bald günstiger Bescheid. Franz I. hatte sich „huldvoll“ über den Eintritt Friedrich Karls in die österreichische Armee ausgesprochen. Wenn über diesem Briefwechsel auch ein Teil des Sommers 1832 verging, so vergaß Friedrich Karl doch sein Studium nicht. In Tübingen mußten württembergisches und deutsches Staatsrecht gehört werden, daneben gelangte die Forstwirtschaft in den Studienplan. Die Zeugnisse, ausgestellt von den Professoren Wilest und Widenmann, zeigen deutlich, daß die Forstwirtschaft eine der starken Seiten des künftigen Fürsten ist — wie wir später sehen werden, ist sie es auch geblieben. Juristisches Denken lag ihm wohl ferner. In seiner Tübinger Zeit muß er auch den Grundstein zu seiner später so erstaunlichen historischen Bildung gelegt haben. Wann hätte er sonst Muße für seine wahre Passion, die Geschichtswissenschaft, vor allem in Bezug auf sein Haus, finden sollen? Er war schon in den frühen 1830er Jahren versessen auf den Glanz seiner Familie, wie aus Briefen an seine Schwester Katharine hervorgeht. Woher kommt das bei einem Neunzehnjährigen, der eine damals arme Standesherrschaft zu erben hatte? Wir können uns nur denken, daß er die halt- und traditionslose Lage seines Rumpffürstentums so recht schon als junger Mann zu fühlen bekam. Der Vater war desinteressiert an den meisten Fragen des Hauses Hohenlohe. Schillingsfürst, Herz und Haupt des ehrwürdigen Reichsstandes, war mit einem kleinen Landesteil an den jüngeren Bruder des Vaters gegangen. Die Hauptlinie hatte sich im kleinen Kupferzell eingerichtet, hatte nun wohl der Fläche nach den größten Besitz, aber — noch fehlte der neue Gehalt in der vorgegebenen Form; daher sich auch der junge Prinz mit allen Kräften zu sammeln und aufzubauen vornahm, was an Bruchstücken großer Vergangenheit am Wege lag und zu verderben drohte. Er konnte freilich nicht ahnen, daß sein Enkel nach 1945 mit dem Wiederaufbau des Waldenburger Schlosses noch tiefer von unten neu beginnen mußte.

Fassen wir zusammen. Zwei Kräfte bewegen die Jugend Friedrich Karls. Die damals noch frische Romantik prägt seine Gefühle für Herkunft, Zukunft und Leistung. Daß der unzugängliche Charakter des aufgeklärten Vaters dem entgegenstand, treibt ihn vorläufig hinaus in Militärdienst und Fremde.

Im Sommer 1833 trifft Friedrich Karl also mit seinem jüngsten Bruder Egon in Wien ein. Egon soll eine Ingenieurschule besuchen, Friedrich Karl seine Leutnantsstelle antreten. Seine Wahl fiel auf das Husarenregiment Nr. 9 „Kaiser Nikolaus“. War es persönliche Neigung zum Namen dieses starken Autokraten, der eben über den Dekabristenaufstand hinweg mit harter Hand seine Herrschaft aufgebaut hatte, seine geheimen liberalen Gedanken unterdrückend? „Im österreichischen Heer herrschte damals in den frühen 30er Jahren eine große Verehrung für den Zaren Nikolaus I.“, schreibt Friedrich Karl. Wir glauben es den Offizieren im Wien von 1833 gerne; die Heilige Allianz wankte zwar, nicht aber ihre erste Vormacht, Rußland, das entgegen der allmählichen Wandlung der „konstitutionellen“ Westmächte Frankreich und England grundsätzlich konservative Ideen wahrte. — Durch die Hilfe des Hofkanzlers Graf Reviczky und eines Obersten Grafen Paar erreicht Friedrich Karl schließlich sein Ziel: Er wird Leutnant — leider nicht Oberleutnant! — bei den Kaiser-Nikolaus-Husaren, die in Pardubitz in Böhmen garnisonieren. Den Dienst erlernt er beim Husarenregiment Nr. 12 in Wien, schreibt viel an Mutter und Schwester, seltener an den Vater zu Hause, und berichtet über sein Leben und die Stadt Wien: über das Burgtheater, das beste Theater der Welt, in dem er endlich den zurückgekehrten Kaiser umjubelt sehen kann; über die Promenade im Prater, über elegante Wagen und Reiter und rasend schnelle Fiaker. Wir erfahren, daß das verwirrend nervöse und auch teure Leben seinen Unmut erregt: „Im Ganzen ist Wien keine schöne Stadt, aber umso belebter.“ Kurz streifen seine Briefe einen Besuch bei seinem Onkel, dem später so berühmten Großpropst und Titularbischof Alexander Hohenlohe, ohne besondere Eindrücke von ihm zu schildern.

Friedrich Karl kann seine Wiener Ausbildungszeit am 13. November 1833 mit einer Audienz bei Kaiser Franz I. abschließen. Zusammen mit seinem Bruder Egon wird er von Reviczky vorgestellt. Es wird dabei auch erwähnt, daß Friedrich Karl, um keine Zeit zu verlieren, gleich als Leutnant anstatt als Oberleutnant eingetreten ist. Mit der Bemerkung des Kaisers: „Das freut mich, wir werden es ihm schon wieder einbringen“, ist die Audienz beendet, und Friedrich Karl schreibt in einem begeisterten Brief an seine Mutter: „Überhaupt gleicht dieser erhabene Monarch in seinem Umgange mehr einem liebenden Vater und Freund als dem Beherrscher so vieler Länder und Völker.“ Mit einem kleinen militärischen Abschiedsdiner bei Reviczky schließt die Wiener Zeit.

Am 30. November kommt er in seiner Garnison in Pardubitz an und wird dort gut aufgenommen, besonders, weil sein Oberleutnant das Gefecht bei Ulm mitgemacht hat, in dem sein Onkel Joseph Hohenlohe gefallen war. Zu Weihnachten ist Friedrich Karl in seinem kahlen Zimmer schon eingerichtet und hat sich in den täglichen Dienst gut eingewöhnt. Nun ist er also endgültig Offizier, und sein Vater meldet das zu Hause, wie es sich gehört, an den König Wilhelm von Württemberg und erhält das von einem Staatsrat bestätigt. Auch schreibt Karl Albrecht jetzt einen Dankesbrief an Kaiser Franz I.

Es zeigt sich, daß Friedrich Karl anscheinend ein guter und gewissenhafter Untergebener ist, der mit allen Vorgesetzten gut auskommt; da ist keiner, über den er ein zurückhaltendes Urteil fällte, es sind alles „angenehme Leute“. Auch der Tagesablauf wird ihm nicht zuwider: Morgens Rapport der Soldaten bei ihm, Meldung an den Rittmeister. Reiten und Exerzieren bis zum Mittag, dann entweder schlechtes Wirtshausessen oder gemeinsames Essen unter Kameraden. Nach-

mittags folgen Arbeit, Lesen, Reiten oder Besuche, und abends spielt man Whist beim Oberst. Vor allem kommt ihm sehr zustatten, daß er einst dem Vater sein Ehrenwort gab, keine Hasardspiele zu machen. Auf den ländlichen Festen amüsiert er sich, so gut es geht: „... Damenwahl ist sehr unterhaltend, vor allem, wenn man oft gewählt wird.“ Eine Versetzung gälte ihm gleich: „Überall findet man edle Menschen und Seelen, mit denen man harmoniert.“ Das kennzeichnet seinen ausgeglichenen Zustand in diesem Winter am besten. An die Mutter schreibt er: „Ich wollte, Du könntest mich sehen hoch zu Roß vor meinen dreißig braven Husaren; ich glaube, ich eroberte die halbe Welt mit diesen alten Helden. Es ist ein herrlicher Gebrauch der ungarischen Sprache, in der man nie anders mit seinen Leuten spricht als: Vitezek! Ihr Helden!“

Die Schwester Katharine schreibt ihm treulich, und als sie ihm einmal ihr Porträt schickt, gibt Friedrich Karl es als das seiner Braut aus und freut sich diebisch, wie ihn alle zu der Wahl beglückwünschen. Verschiedene Gänsejagden zu Pferde sind hübsche kleine Unterbrechungen.

Aber mit der Zeit erwartet er eben doch seine Beförderung zum Oberleutnant, denn er weiß genau, daß Reviczky immer für ihn da ist. Freilich käme dann wohl auch eine Versetzung, etwa auf das Land hinaus, „... wo die Quartiere unter allem Begriff schlecht sind, sodaß der Offizier oft in ein Zimmer zu wohnen kömmt, das mehr Ähnlichkeit mit einem Hühner- oder gar Sch...stall hat als mit der Wohnung eines ehrlichen Menschen“.

Im Juli 1834 machte er einen Besuch bei den Verwandten Fürstenberg in Hischburg, wo er jagt und auf alle Weise vergnügt wird, und im August bezieht er mit seinen Husaren ein Feldlager bei Brünn. An den Vater schreibt er: „... und ist es nur schade, daß wir bei unsren Manoeuvren und Attaquen keine wirklichen Feinde gegenüber haben, die sollten etwas erfahren!“ Man erwartet den Zaren Nikolaus I., seinen Regimentsinhaber, zu diesen Manövern. Wer weiß, was Friedrich Karl alles geplant und gedacht hat; ob der Pardubitzer Gamaschendienst nach einem Jahr noch nach seinem Geschmack war? Der Zar hätte nämlich gerne einen Offizier seines österreichischen Regiments bei sich in St. Petersburg, das weiß Friedrich Karl, und die Stelle ist noch vakant. Andererseits ist Friedrich Karl nach einjährigem Dienst immer noch nicht Oberleutnant! Um diese letzte Seite voranzutreiben, nimmt er sich sechs Wochen Urlaub und fährt im September 1834 nach Wien.

2.

Wir können annehmen, daß Kaiser Nikolaus im Kopfe eines enttäuschten Leutnants Tag und Nacht eine gewaltige Rolle spielen mußte. Da läuft er nun in Wien von Pontius zu Pilatus, um überall seinen versprochenen Rang als Oberleutnant in Erinnerung zu bringen. Aber die Welt ist groß und weit, und wenn man noch dazu die Bekanntschaft des Staatskanzlers Fürst Metternich gemacht hat, warum nicht hier etwas versuchen? „... Da faßte ich den Entschluß, eine Reise nach St. Petersburg zu unternehmen, um das Glück zu haben, mich meinem allerhöchsten Inhaber persönlich vorzustellen, überzeugt, daß ich als der erste Offizier vom Regimente des Kaisers in Petersburg gewiß würde gut aufgenommen werden.“

Die Sache läßt sich gar nicht so schwierig an. Metternich „... bewilligte auch freundlich meine Bitte, mich als Courier in die nordische Hauptstadt zu schicken ... wo ich allem Anschein nach doch schwerlich je in meinem Leben

mehr hinkommen werde ... Wer weiß, wozu diese Reise mir noch verhelfen kann?“ Dazu bestimmt Metternich, daß der österreichische Botschafter in Petersburg, Graf Ficquelmont, Friedrich Karl als Courier wieder zurückschicken soll, sobald er es wünscht. Nur muß der Vater in Kupferzell nun so gut sein und ihm einen Extrazuschuß zu dieser „einmaligen“ Reise geben, da sich Friedrich Karl mit zu vielen Pferden verspekuliert hat. Noch einmal genießt er Wien, schreibt der Schwester von einem unbeschreiblich großen Musikerlebnis (Händels „Bel-sazar“ in der gedeckten Reitschule) „... war in letzter Zeit viel in Gesellschaft und kennt die halbe Welt.“ Und eigentlich vermutet er ja, in sechs bis acht Wochen wieder zurück zu sein. Am 9. Dezember 1834 reist er mit Depeschen Metternichs ab.

Es wurde eine mühsame Reise, unterwegs wurde er oft durch Paßkontrollen und schlechte Wege aufgehalten, doch am 22. Dezember 1834 kommt er wohlbehalten im verschneiten St. Petersburg an und übergibt seine Depeschen sogleich dem Botschafter, Graf Ficquelmont, der ihn auch gütig aufnimmt.

Jetzt kommt eine große Überraschung. Zar Nikolaus I. hat den Offizier seines Regiments schon erwartet und gewährt ihm gleich am 24. Dezember eine Audienz im Winterpalais. „Der Kaiser redete mich auf französisch an. Er sagte mir, er freue sich, meine Bekanntschaft zu machen, und frug mich, ob ich mit einem besondern Auftrage gekommen sei, worauf ich Se. Majestät erwiderte, daß ich einzig und allein in der Absicht nach Petersburg gekommen sei, das Glück zu haben, mich ihm persönlich vorzustellen ... Das Kaiserliche Paar war umgeben von allen seinen Kindern und bot den schönsten Anblick der höchsten Macht vereinigt mit so vieler Schönheit und Liebenswürdigkeit dar. Kaiser Nikolaus ist allgemein anerkannt als der schönste Mann, den man sich denken kann. Sein hoher, erhabener, echt militärischer Anstand, seine einnehmende, ja ich möchte sagen bezaubernde Liebenswürdigkeit machen ihn zum vollkommensten Ideale eines großen Beherrschers. Man fühlt sich ganz heimisch in seiner Nähe und kann doch keinen Augenblick vergessen, daß man vor dem erhabenen, unumschränkten Beherrscher aller Reußen steht.“ Der Kaiser schließt die Audienz, indem er der Kaiserin den jungen Offizier als Kameraden vorstellt und ihn mit den Worten entläßt: „Mon prince, je me recommande au titre de camarade.“

Hier haben wir die überschwängliche Schilderung vom romantischen Bilde eines großen Beherrschers aus dem Munde eines jungen Deutschen, der endlich sein Ideal gefunden hatte. Die Wurzeln zu Nikolaus' Neigung zu Ausländern liegen tiefer als nur in der gnädigen Aufnahme jugendlichen Diensteyfers. Sein soldatisches Wesen argwöhnte im russischen Adligen so vieles, womit er als Monarch schon schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Jeder weiß von dem Dekabristenaufstand bei Nikolaus' Regierungsantritt, den er so kaltblütig niedergeworfen hatte; in seinem Innern blieb von diesen Tagen ein Stachel zurück, von der Vorstellung, daß er nur unter Blutvergießen hatte den Thron besteigen können. Dem russischen Adel nun gefestigte Persönlichkeiten entgegenzustellen und aus den enttäuschten konservativen Gefühlen mitteleuropäischer Prinzen Kapital für Rußland zu schlagen, das waren seine Beweggründe, nachdem er gesehen hatte, wohin es führte, wenn man die Murawjow, Trubetzkoy, Pestel und andere mit höheren Stellungen betraute. So waren schließlich von Nikolaus' Generaladjutanten mehr als die Hälfte Deutsche. Daß die baltischen Familien in Diplomatie und Verwaltung den ersten Platz einnahmen, ist bekannt und hinterließ

bei großrussisch Gesinnten ein tiefes Ressentiment gegenüber den „vons“ und „-bergs“. ²⁴ Persönlichkeiten wie der Prinz Eugen von Württemberg, mehrere Prinzen von Sayn-Wittgenstein und der Prinz Karl von Hessen waren zu dieser Zeit und später bekannte russische Militärs. ¹⁸

Friedrich Karl erfährt nun nach einigen Tagen, der Zar wünsche, daß er in Petersburg bleibt. So läßt er sich dem österreichischen Botschafter als Adjutant zuteilen und sammelt in dieser Stellung die unendlich vielen neuen Eindrücke im großen Petersburg. Dem zwanzigjährigen Leutnant geht das Herz über, was er in vielen Briefen an seinen Vetter Reviczky und an die Familie ausspricht. Fast jeden Abend sind Bälle oder Soiréen und die kaiserliche Familie ist unbeschreiblich gnädig zu ihm.

Schön sind die Schilderungen der Jagdausflüge zur finnischen Grenze, die bisweilen in Gesellschaft englischer Kaufleute gemacht werden. Zu fünft geht man im tief verschneiten Urwald auf das „Elendtier“, den Elch, und Friedrich Karl hat das Weidmannsheil, einen Hirsch zu schießen. „Es ist ein äußerst großes Glück ein Elend zu schießen“, schreibt er, „da sie selten und sehr schwer zu bekommen sind. Viele Jäger, die schon lange hier jagen, haben nie welche geschossen. Ich werde allgemein beneidet und bin sehr stolz darauf.“ Wegen dieser Jagd will Friedrich Karl aber keineswegs den Hofball am Abend versäumen und fährt mit seinem Schlitten über den zugefrorenen Golf, um rechtzeitig da zu sein. Natürlich verirrt sich der Kutscher, es kommen Wölfe, kurz, beinahe brauchten wir hier nicht weiterzuschreiben, hätten die Wölfe mehr Angriffslust gezeigt und der Kutscher den Weg nicht wiedergefunden. Munition für die Gewehre war nämlich keine mehr da. Die Zarin persönlich macht Friedrich Karl über seinen Leichtsinns Vorwürfe.

Im Lauf dieses Winters kann Friedrich Karl noch „zwischen Petersburg und Moskau“ eine starke Bärin schießen. Die Jagd ist aber eigentlich nicht seine Leidenschaft, sondern angenehme Dreingabe zum Leben in nordischen Landen.

Ein großes Ereignis für ihn ist der Ball, den der Botschafter zum Geburtstag Franz I. gibt: Er tanzt mit der Zarin eine Française, und der Zar, in der Uniform seines österreichischen Regiments, nimmt ihn beiseite: ob er zu den Sommermanövern dableiben wolle? Natürlich will Friedrich Karl. Es hat ihn offensichtlich schon lange beunruhigt, daß der Botschafter ihn während seines Urlaubs zum Regiment zurückschicken wollte. Er dankt dem Zaren, und Wien muß ja dazu sagen.

Da kommt die Nachricht aus Wien: Kaiser Franz I. ist gestorben, und mit ihm das einzige, was Friedrich Karl an Österreich band, wie wir bald sehen werden. Seine Briefe nach Hause sind voll aufrichtiger Trauer, doch läßt sich zwischen den Zeilen lesen: Für den Augenblick ist er dem liebenswürdigen Zaren in Petersburg verpflichtet, wenn er auch noch österreichischer Offizier ist: „Ich werde mich bis zum Letzten für Österreich einsetzen.“

In diesem Winter ist einiges über Heiratspläne zu hören. Für Friedrich Karl zerschlägt sich aber alles an der „Gleichgültigkeit der russischen Familien gegen Stammbäume“, was ihn sehr stört. Der Vater hätte gerne gesehen, wenn er eine reiche russische Partie gemacht hätte. Schließlich fühlt sich aber Friedrich Karl wohl noch zu jung zum Heiraten und möchte gerne noch mehr von der Welt sehen. Jedenfalls ist sicher, daß er seine Cousine in Schillingsfürst, die spätere Gattin, zu dieser Zeit noch nicht im Sinn hatte.

Mit der Zeit läßt die große Entfernung von zu Hause aber doch Heimweh aufkommen: „Der erste Tritt auf Hohenlohischen Boden ist ein Fest, auf das ich mich kindlich freue.“ Die Bekanntschaft mit seinem Vetter Heinrich zu Hohenlohe-Kirchberg, dem württembergischen Gesandten in Petersburg, gibt ihm etwas heimische Atmosphäre. Friedrich Karl macht noch eine Exkursion des Hofes nach Moskau mit, nimmt dort an einigen Bällen und Soiréen teil und trifft schließlich beim historischen preußisch-russischen Militärtreffen in Kalisch seinen Botschafter Graf Ficquelmont wieder. Vor dort nimmt er Urlaub, und eilig geht es nach Hause, um die Heimat nach zwei Jahren wiederzusehen. Am 27. September 1835 trifft er in Mergentheim ein und sieht dort seinen Vater wieder, der, kränklich wie immer, dort eine Badekur macht. Zehn Tage danach ist er wieder in Kupferzell.

Eine merkwürdige Stellung nimmt er dort ein. Er ist der Erbe, dem der Vater möglichst bald die ganze Herrschaft abtreten möchte, um Ruhe zu haben. So läßt er ihn von der württembergischen Jagstkreisregierung für volljährig erklären; die Urkunde trifft Ende Oktober 1835 ein. Alles bindet und hält Friedrich Karl in Kupferzell. Als ältester Sohn dürfte er eben nicht in der großen Welt am Anfang einer Karriere stehen, das verträgt sich mit seiner Stellung im eigenen Lande nicht. Oder täuschen seine Aussichten? Noch immer ist er österreichischer Leutnant in einer höchst ungewissen Situation beim Botschafter in Rußland, und über kurz oder lang wird er nach Österreich gehen müssen, um sich seinem neuen Kaiser Ferdinand vorzustellen. Das erste muß nun sein, seine Petersburger Stellung zu befestigen. Die Reise dahin wird über Karlsruhe und („il faut être poli“) auch über Stuttgart gehen. Von dieser Fahrt nach Wien wissen wir nichts und treffen Friedrich Karl erst wieder an der Donau, wo der Vetter Reviczky ihm wieder wie eh und je Freundschaft und Hilfe bietet, aber offensichtlich vorläufig noch nichts ausrichten kann. Wir sehen Friedrich Karl in der Umgebung Metternichs und des Fürsten Esterhazy und bei einem Namenstagsball zu Ehren des Zaren in der russischen Botschaft. Dem neuen Kaiser scheint er sich nicht vorgestellt zu haben. Seine Angelegenheiten schleppen sich sehr langsam dahin, doch hofft er im Dezember, noch zum russischen Neujahr wieder in Petersburg zu sein. Ja, er sehnt sich richtig dorthin, weil er wenig in die Wiener Gesellschaft kommt. Er hat sich aber getäuscht. Zu Weihnachten sitzt er noch da und sendet dem Vater als Geschenk das Bild des Zaren Nikolaus.

Man kann sich denken, daß verschiedenen Leuten seine Petersburger Stellung Ärger bereitet hat. So dauert es lange, bis er diese wirklich geklärt und festgelegt hat. Noch Ende Juni 1836 ist er in Wien und schreibt: „Dem damals sehr einflußreichen und mächtigen Generaladjutanten des Kaisers Ferdinand, Grafen Clam-Martinez, wollte meine Stellung in Petersburg durchaus nicht gefallen. Als er mir darüber am 22. Juni sein Mißfallen aussprach, es tadelte, daß ich wieder nach Petersburg zurückkehren wolle, und dabei bemerkte, daß ich mit der Protektion des Grafen Ficquelmont allein nicht sehr weit kommen würde, erwiderte ich ihm, daß ich keine besondere Protektion suche, daß ich nur dem Kaiser diene und es für meine Pflicht halte, dahin zu gehen, wohin Se. Majestät es für gut halten würde mich zu beordern. Ich war so aufgebracht über das rücksichtslose Benehmen des Grafen, daß ich Reviczky erklärte, ich würde meinen Abschied nehmen und den Grafen fordern.“

Schließlich kann Friedrich Karl wieder als Kurier nach Petersburg abreisen und, obwohl er sich unterwegs eine Augenentzündung zugezogen hat, muß er sich

gleich nach seiner Ankunft wieder beim Zaren in Peterhof melden. Der Zar freut sich über seine Ankunft und sendet ihm seinen Leibarzt für seine Augen. Dann brechen schöne Zeiten für ihn an. Er macht ungemein prächtige Gartenfeste in Peterhof und die Manöver des Gardekorps mit, und als der Kaiser eine Inspektionsreise ins Landesinnere unternimmt, reist Friedrich Karl zu seinem russischen Freund Gregor Skarjatin ins Gouvernement Orel und lernt russisch-aristokratisches Landleben kennen. Bei wilden Reitjagden auf Fuchs und Hase gibt es viele Stürze, zwei der Haussöhne brechen sich Glieder, und auch Friedrich Karl stürzt vom Pferd, bleibt aber unverletzt. Das zieht sich den ganzen Herbst hin, unterbrochen von der Trauerzeit für seine Großmutter Fürstin Judith geb. Frein von Reviczky, die am 16. November 1836 im Alter von 86 Jahren stirbt.

Nach einer glänzenden Ballsaison, in der wieder von einigen Heiratsplänen die Rede ist, beginnt ein Briefwechsel mit dem Vater, der ihn gerne zu Hause hätte, um ihm nun die Standesherrschaft zu übergeben und sich zur Ruhe zu setzen. Darum faßt Friedrich Karl im März 1837 den Plan, im Herbst mit dem Botschafter nach Odessa, von da nach Wien zu gehen und dort den Abschied zu nehmen. Leicht wurde es ihm sicher nicht. Während die Garden ins Sommerlager nach Krasnoje-Selo rücken, macht er noch die Manöver mit.

Inzwischen aber entwickeln sich andere Dinge. Kehren wir zur Familie des Zaren zurück. Von den Töchtern Nikolaus I. war die älteste, Großfürstin Marie, geboren 1819, eine besondere Persönlichkeit. Lebhaft, freien Sinns, ungeduldig und geistsprühend, war sie zugleich eine ausgesprochene Schönheit. Von jung auf war ihr der Gedanke unerträglich, bei ihrer Heirat Rußland verlassen zu müssen. So dachte ihr Vater, der Zar, wohl schon länger daran, ihr einen Gatten zu finden, der bereit gewesen wäre, mit ihr in Rußland zu leben, wie dies ihr späterer Gemahl, der Herzog Max von Leuchtenberg, getan hat.²³ Wir müssen nun eines gleich sagen: Urkundliche Belege haben wir nicht mehr, daß eine Heirat der Großfürstin Marie mit Friedrich Karl geplant war. Privatbriefe, die dies betreffen, haben existiert, sind aber beim Brand des Waldenburger Schlosses 1945 vernichtet worden. Es gibt jedoch Zeugen, die sie gelesen haben, und die Geschichte, Friedrich Karl habe die Hand einer Großfürstin zurückgewiesen, wurde früher im Volksmund so glaubhaft überliefert, daß wir sie zumindest erwähnen müssen. Sie wäre ein Schlüssel zu der ungewöhnlich gnädigen Gesinnung Nikolaus I., als er am 15. Juli 1837 auf einem kleinen Hofball in Snaminskij dem dreißigjährigen Offizier anbietet, ihn zu seinem Flügeladjutanten zu ernennen, falls er in russische Dienste treten wolle und sein Hausgesetz das erlaube.

„Ich war einen Augenblick so überrascht, daß ich nicht sprechen konnte“, schreibt Friedrich Karl. „Als ich mich aber etwas gefaßt hatte, sagte ich dem Kaiser, ich könne Sr. Majestät in diesem Augenblicke weder eine bestimmte Antwort geben noch meinen Dank gehörig aussprechen. Vor allem müßte ich die Erlaubnis des Kaisers Ferdinand dazu einholen und die Einwilligung meiner Eltern; worauf Se. Majestät mir erwiderten, daß beides sich von selbst verstehe und hinzufügten: ‚Tun Sie ja nie etwas ohne die Einwilligung Ihrer Eltern.‘ Ich selbst erbat mir Bedenkzeit bis zum folgenden Morgen . . . Hierauf fing die Musik wieder an und ich tanzte eine Française mit der Großfürstin Marie. Ich war noch so ergriffen, daß ich kaum sprechen konnte und mich die Großfürstin frug, ob ich unwohl sei. Ich bat Ihre Kaiserliche Hoheit, mir zu verzeihen, wenn ich so zerstreut scheine, ich sei nicht krank, allein noch ganz unter dem Eindrucke einer Unterredung, die ich

mit dem Kaiser gehabt habe . . . Unmittelbar bevor er mit mir sprach, tanzte der Kaiser eine Française mit der Gräfin Thiessenhausen, der Hofdame der Kaiserin, und sagte ihr, sie möchte einmal achtgeben, was ich bei der nächsten Française für ein Gesicht machen werde. — Nach dem Ball besprach ich mich mit dem Prinzen Friederich von Württemberg, der gerade damals zum Besuche in Petersburg anwesend war, und mit meinem Vetter Heinrich von Kirchberg und seiner Frau. Nachdem ich mir die ganze Sache noch einmal reiflich überlegt hatte, folgte ich am andern Morgen nach der Parade dem Kaiser in sein Kabinett. Er empfing mich unendlich gnädig.“ Und Friedrich Karl willigt ein, russischer Offizier zu werden. „Der Kaiser küßte mich und sagte mir unter anderem mit der ihm eigenen Herzlichkeit: ‚Ich hoffe, Sie werden immer mit mir zufrieden sein, so wie ich mit Ihnen.‘“

„Man glaubt allgemein“, schreibt Friedrich Karl weiter, „daß ich durch meine Intriguen die Sache herbeigeführt. Allein das weiß der liebe Gott, daß es ganz ohne mein Zutun und ohne daß ich es selbst ahnte, geschah. Gestern sprach ich hierüber mit I. M. der Kaiserin. Ich sagte Ihrer Majestät, daß namentlich Graf Ficquelmont diese Ansicht zu haben scheine; worauf Ihre Majestät mir zu antworten geruhten: ‚Wenn je eine Sache ohne alle Intriguen und ohne alles Zutun, rein bloß vom Kaiser kam, so ist es gewiß diese.‘ Die Art, wie mich der Kriegsminister, Graf Tschernitschew, empfing, als ich mich bei ihm meldete, zeigte deutlich, daß er sich auch darüber ärgerte, vorher nichts davon erfahren zu haben. Er trug es mir auch immer nach.“ Wir erwähnten schon Nikolaus’ Vorliebe für deutsche Beamten und Offiziere. So konnte der Übertritt Friedrich Karls in russische Dienste nichts Ungewöhnliches sein.²⁴

Am 7. September kommt die ausdrückliche Erlaubnis des Kaisers Ferdinand I., daß Friedrich Karl russischer Offizier werden dürfe, und schon am folgenden Tag sehen ihn die Manöver in Wosnesensk in der Uniform eines Oberleutnants der russischen Leibhusaren. Schon im Herbst 1837 macht er Ordonnanzdienst mit Aufträgen in russischer Sprache. Nach dem Ende der Manöver geht der Kaiser auf Inspektionsreisen.

Diesmal begleitet ihn der neue Flügeladjutant. Mit dem Generaladjutanten Graf Orlow reist Friedrich Karl am 17. September 1837 von Wosnesensk über Nikolajew, Cherson und Perekop nach Kertsch; er hat den Auftrag, den Kaiser in Tiflis in Georgien zu treffen. Es wird eine abenteuerliche Reise. Bei steifem Wind setzt er in einem kleinen Segelboot über das Asowsche Meer und kommt nach einer Reise über Stawropol und Wladikawkas am 15. Oktober 1837 in Tiflis an. Als der Kaiser nach einigen Tagen auch eintrifft, gibt es dort in der georgischen Hauptstadt, die in einem flachen Talkessel liegt, prächtige Paraden und Besichtigungen. Besonders die von den chrusischen Edelleuten ausgerüstete orientalischantastische Truppe von 2000 Reitern hat es Friedrich Karl angetan. Einmalig ist auch die Rückreise mit dem Kaiser über Wladikawkas. Damit es schneller geht, sollen die Flügeladjutanten, besonders Orlow, der Kosak ist, den kaiserlichen Wagen zu Pferd begleiten. Auf seine besonderen Bitten hin darf Friedrich Karl mitreiten, obwohl Orlow meint, er würde das als Neuling gewiß nicht aushalten. Den ganzen nächsten Tag wird geritten, zu essen gibt es erst abends. Da allerdings stürzt sich Friedrich Karl heißhungrig auf Brot und Tee und ißt sich so ausgiebig satt, daß er seinen Uniformrock nicht mehr zukriegt und deshalb nicht mehr beim kaiserlichen Diner erscheinen kann. Den andern Tag geht es genauso weiter,

einmal legen sie 104 Werst (111 Kilometer) in viereinhalb Stunden zurück, und Friedrich Karl sieht triumphierend, daß der Kosak Orlow allmählich nicht mehr mitkommt. Er selbst ist aber trotz eines Sturzes nicht zu müde. Diese Nacht muß er in einem Schulhaus auf dem bloßen Boden schlafen, so daß er am andern Morgen kaum noch gehen kann. Das fällt dem Zaren natürlich auf, und er verbietet ihm jetzt das Reiten. Ganz hinten im Zuge aber, wo ihn der Kaiser nicht sehen kann, reitet er doch noch eine Station weit mit, „um zu sehen, ob es noch ginge“. Erst dann steigt er auf die Kutsche um.

Als im November 1837 der Hof in Moskau bleibt, hat Friedrich Karl jeden zweiten Tag Dienst beim Kaiser. Im Dezember reist die kaiserliche Familie nach Petersburg zurück. Friedrich Karl reist einige Tage später nach und kommt gerade noch zurecht, um den berühmten Brand im Winterpalais mitzuerleben. Wieder einmal beweist Nikolaus seine bewährte Ruhe und Geistesgegenwart.²³ Sein neuer Flügeladjutant schreibt voll Begeisterung: „Er ist größer als sein Reich, und sein Reich ist eine halbe Welt.“ Friedrich Karls Auftrag lautet, genau zu überwachen, daß alle Türen zur Eremitage mit ihren unermeßlichen Kunstschätzen zugemauert werden und keine offengelassen wird. Er schreibt, er sei selbst beinahe in das brennende Palais eingemauert worden.

In diesem Dezember 1837 muß ihm, wenn etwas Wahres daran ist, das Heiratsprojekt mit der Großfürstin Marie eröffnet worden sein. Sympathien oder Antipathien sind uns unbekannt. Für Friedrich Karl, der seinem kaiserlichen Herrn so treu ergeben war, muß sich hier die andere Seite seiner — ohne Zweifel — romantisch inspirierten Gefolgschaft aufgetan haben. Er, ein Hohenlohe, sollte nicht mehr nach Hause zurückkehren, sollte in Rußland leben für immer? Wahrscheinlich ist seine Entscheidung schnell gefallen, auch auf die Gefahr hin, sich die Ungnade Nikolaus' zuzuziehen.

Die Geschichte ist — wohl im Volksmund, aber überliefert vom Verwandtenkreis — dramatisch ausgeschmückt worden. Friedrich Karl sei als Kurier zu einer sibirischen Festung geschickt worden, so wird erzählt. Bei seiner Ankunft habe der Kommandant ihn beiseite genommen und ihm eröffnet, daß er ihn im Morgenrauen erschießen solle; falls der Prinz die Flucht noch in der Nacht versuchen wolle, so stünden ihm die Pferde der Festung zu Verfügung. So sei Friedrich Karl bei Nacht und Nebel der Rache des Zaren entkommen und unerkannt durch Rußland geflohen. So gruselig-schön diese Geschichte klingt, die Briefe erzählen andere Dinge, und auch das ganze Leben Friedrich Karls schließt diese Episode aus. Sie sei nur als Beispiel dafür erzählt, welchen Nimbus der „russische“ Fürst zu Lebzeiten im Hohenlohischen verbreitete.

Was unmöglich scheint, trifft ein. Nikolaus I. bewahrt seinem Flügeladjutanten weiterhin seine Gunst. Ja, bis zum Todesjahr des Kaisers, 1855, bleibt hier eine wahrhaft persönliche Freundschaft bestehen, und auch Zar Alexander II. sollte Friedrich Karl wohlgesonnen bleiben. Erst unter ihm ist der Fürst Generaladjutant geworden. Die Art und Weise schließlich, in der Zar Nikolaus im Herbst 1838 für seine Tochter Marie in Bad Kreuth in Oberbayern die Heirat mit dem Herzog Max von Leuchtenberg in die Wege leitete, paßt in einem gewissen Sinne zu dem, was wir berichtet haben. Der Herzog war als Kind des Stiefsohns Napoleons, Eugène de Beauharnais, an sich keine Partie für eine Zarentochter. Diese Ehe wurde sehr glücklich. Die Großfürstin Marie hatte nun ihren Gemahl, der in die russische Armee eintrat, in Rußland lebte und sein Einverständnis gab, die Kinder seiner Ehe orthodox taufen zu lassen.²³

Doch zurück zu Friedrich Karl. Er muß jetzt den russischen Dienst erlernen und begibt sich deshalb im Januar 1838 zum Muster-Kavallerie-Regiment nach Pawlowski. Er nimmt sich außer seinem Jäger Vogel noch einen russischen Bedienten und wohnt in einem Zimmer nahe der Kaserne. Eine Wohnung im Palais des Großfürsten Michael (Bruder des Zaren) schlägt er aus und verscherzt sich deshalb dessen Gunst. Ob der Stimmungsumschwung nur daher kam?

In den Briefen Friedrich Karls taucht aber nun der Wunsch nach echter kriegerischer Betätigung auf. Da sind im Kaukasus die Tscherkessen, gegen die in jedem Sommer eine große Expedition läuft und die erst in den 40er Jahren endgültig unterworfen sein sollten. So meldet er sich im Februar freiwillig zur nächsten Expedition in den Kaukasus, und es kommt der Befehl des Zaren, sich gegen Ende des Winters 1837/38 ans Schwarze Meer zu begeben. Am 25. März erfolgt die äußerst gnädige Beurlaubung beim Zarenpaar; der Zar umarmt und küßt ihn, spricht sich aber offen über die Zustände im Kaukasus aus und sagt ihm noch ausdrücklich, er solle sein Leben für eine bessere Gelegenheit aufsparen.

Friedrich Karl reist ab. Die Reise ist wieder sehr beschwerlich. Das größte Hindernis ist der auf sieben Werst Breite angeschwollene Don. Friedrich Karl muß seinen Brief vorweisen, den er für den kommandierenden General mitbekommen hat: „Nur mit größter Mühe und Strenge war es mir möglich, in meiner Eigenschaft als Flügeladjutant des Kaisers und als Courier am andern Tage ein größeres Schiff zu requirieren.“ Trotzdem braucht er fast vierundzwanzig Stunden, bis er im Verein mit mehreren Offizieren den Strom bezwungen hat. Inzwischen müssen sie über Nacht mitten im Strom Anker werfen. Als der junge Offizier in Taman am Schwarzen Meer ankommt und gleich einen vollständigen Tscherkessenanzug und alte Waffen aus Stawropol mitbringt, ist der kommandierende General davon gar nicht erbaut und verbietet ihm, das Zeug bei der Truppe zu tragen. Dann macht er ihn aber zu seinem Adjutanten. Mit ihm tut auch der Bruder des Dichters Puschkin Adjutantendienste.

Die Aufgabe des Expeditionskorps ist, an der Ostküste des Schwarzen Meeres drei Landungsköpfe zu bilden und jeden mit einem Fort zu befestigen. Nachdem die Schiffe mit einiger Verspätung eingetroffen sind, werden am 19. Mai nach einem Gottesdienst zehntausend Mann eingeschiff und sind bis zum Abend trotz hoher See auch alle untergebracht. Friedrich Karl schreibt an seinen Vetter Heinrich Hohenlohe-Kirchberg, den württembergischen Gesandten in Petersburg: „Die Feierlichkeit der Handlung, die schöne Haltung der Truppen, der imposante Anblick einer so zahlreichen Flotte machte auf mich einen Eindruck, den ich Dir unmöglich beschreiben kann. Der Admiral hatte den General Rajewski mit seiner Suite eingeladen, außer uns war ein Herr Tausch, ein Württemberger, unser Interpret, ein sehr braver Mann, der während längeren Jahren bei den Bergvölkern gewohnt hat und die Sprache sowie die Sitten und Gebräuche der Tscherkessen sehr genau kennt und dessen Mitteilungen ich viel interessante Notizen verdanke. Den 20. Mai in aller Frühe lichteten wir die Anker, gegen 1 Uhr mittag kamen wir in die Höhe von Anapa. Contrairer Wind und eine beinahe jeden Mittag eintretende Stille ließen uns nur langsam vorwärts kommen. Erst am 24. morgens warfen wir vor dem Landungsplatze (bei Thu-Abcais) die Anker. Die Flotte stellte sich in zwei Linien, die in der 1. Linie beschossen das Ufer. Während dieser Zeit wurden die Truppen, welche zuerst ans Land steigen sollten, fünf Bataillone mit 6 leichten und 4 Bergkanonen, in einigen 50 Booten eingeschiff.

Nach einer $\frac{1}{4}$ stündigen Kanonade wurde das Zeichen zum Vorrücken gegeben. Die Schaluppen ruderten in 2 Reihen, deren erste mit Geschütz versehen, während dem Vorrücken beständig feuerte, dem Landungsplatze zu. 50—60 Schritte allen übrigen voraus war die Schaluppe, in welcher sich der General mit seiner Suite befand (bei der auch Friedrich Karl war. Anm. d. Verf.) und einer Bedeckung von 6 Linienkosaken und 10 Tirailleurs nebst 10—12 Matrosen.

Wir waren die ersten, die ans Ufer sprangen.

... Wir mit dem General gingen von A (auf einem verlorengegangenen Kärtchen gezeigt. Anm. d. Verf.) den Berg hinauf gegen B und von da stießen wir bei C mit dem Bataillon unseres linken Flügels zusammen. Dort war eine ziemlich heiße Affaire, zweimal warfen sich die Tscherkessen mit gezogenem Schaschke auf unsere Truppen, beide Male wurden sie mit den Baionetten zurückgeworfen. 6 Tote ließen sie in unseren Händen zurück, ... ein Verlust, welcher den Bergvölkern um so empfindlicher ist, da es bei ihnen für die größte Schande gilt, einen einzigen Toten oder Gefangenen in den Händen ihrer Feinde zurückzulassen, und sich um deren Besitz wie um ihr größtes Gut herumschlagen. Wir verloren 2 Mann, 2 Offiziere und 10 bis 12 Mann wurden verwundet. Die Tscherkessen hatten im ganzen einen viel bedeutenderen Verlust ... Sowohl bei der Landung als auch während des ganzen Gefechts entflammte das Beispiel unseres Chefs die tapferen Soldaten, sie schlugen sich wie die Löwen. Nur der großen Geschwindigkeit, mit welcher die Landung vollbracht und mit welcher die Position eingenommen wurde, war unser geringer Verlust zuzuschreiben. Die Feinde waren in großer Menge versammelt. Hätten wir ihnen Zeit gegeben, uns anzugreifen, bevor wir festen Fuß gefaßt, so wäre der Erfolg gewiß nicht so glänzend gewesen und wir hätten nutzlos bedeutend mehr Leute verloren. Der Platz war sehr gut gewählt und die Vorbereitungen waren so getroffen worden, daß keine Stockung vorkommen konnte ... Einmal hatte sich unser General im Walde so weit vorausgewagt, daß er beinahe mit seiner ganzen Suite vom Feinde abgeschnitten worden wäre. Gegen 5 Uhr hatten wir unsere Position eingenommen, das Feuer zwischen unserer äußersten Kette und dem Feinde dauerte aber noch bis in die Nacht ... Die Tscherkessen wagten es nicht, unser Lager anzugreifen, und begnügten sich die folgenden Tage, aus den nächsten Wäldern und Gebüsch ins Lager herein zu schießen ... wir hatten einige Blessierte. Um diesem vorzubeugen, dehnten wir das Lager weiter aus und mehrere Tage hintereinander wurden die nächst liegenden Wälder gefällt. Bei diesen Excursionen wurden immer einige Soldaten blessiert, auch ein Offizier bekam einen gefährlichen Schuß durch den Leib. Den 3. Tag nach der Landung kamen zwei abgeordnete Tscherkessen zum General ins Lager, um denselben zu bitten, ihre Leichname fortnehmen zu dürfen, welches er ihnen zu ihrer großen Freude erlaubte ... In sechs Wochen werden wir hier fertig sein.“

Die Sache mit dem zu bauenden Fort sollte aber nicht so glücklich weitergehen, wie das erste Gefecht gewesen war. Die Elemente greifen ein. Ein paar Tage nach der Landung erhebt sich ein heftiger Sturm. Die stolze russische Flotte kann sich an ihren Ankern nicht halten, sie reißen aus dem Grund, und innerhalb kurzer Zeit stranden die meisten Segelschiffe des Expeditionskorps bei der Landungsstelle. Mehrere Schiffe stranden jenseits einer kleinen Flußmündung, wo die Tscherkessen schon auf ihre Beute lauern. Das Blatt hat sich gewendet; unter dem Guerillafeuer der Bergstämme haben die russischen Truppen alle Hände voll zu tun, ihre Kameraden von den gestrandeten Wracks zu retten. Am schwierigsten ist das bei den Schiffen, die jenseits des kleinen Flusses liegen, der hoch angeschwollen ist. Wenn

wir die Briefe richtig verstehen, dann verdanken die Matrosen und Soldaten auf diesen Wracks ihre Rettung einer Idee Friedrich Karls. Er hat nämlich den Vorschlag gemacht, ein Seil an einer Granate über den reißenden Fluß zu schießen. Das wird auch ausgeführt, an dem Seil werden Boote mit Soldaten hinübergezogen, die Mannschaft auf den Wracks entsetzt und die Schiffe vor der Plünderung durch die Tscherkessen bewahrt.

Schließlich aber strandet auch das Dampfboot, auf das die russische Armee so stolz gewesen war. Es sinkt sofort und nimmt drei Offiziere und vierzig Mann mit sich. Es müssen schlimme Tage gewesen sein. In einer Nacht tut sich Friedrich Karl durch mehrere sehr schwierige Erkundungsgänge hervor, um die Tscherkessen von den Wracks abzuhalten. Als der Sturm sich nach einigen Tagen schließlich wieder legt, hat die russische Armee im Kaukasus keine Schiffe mehr und ist darauf angewiesen, sich im neuen Fort, das „Wiliaminow“ heißen soll, zu halten, bis wieder Verbindung zur Heimat ist. Das ganze — traditionelle — Mißgeschick der Russen auf dem Meer offenbart sich in dieser Angelegenheit kläglich.

Da aber trotzdem nun die nächste Landungsstelle erkundet werden muß, chartert sich der Generalstab ein türkisches Handelsschiff und segelt auf diesem gleich nach dem Abflauen des Sturms zur weiteren Rekognoszierung die Küste entlang. Natürlich ist Friedrich Karl wieder dabei. Und gerade, als das Schiff am neuen Landungsplatz ganz dicht unter der Küste liegt, kommt wieder Sturm auf. Nach dramatischen Stunden rettet der türkische Kapitän Schiff und Mannschaft vor dem nur allzugut bekannten Schicksal, zu stranden und den Tscherkessen in die Hände zu fallen. Was bedeutet es dagegen, wenn Friedrich Karl „von den türkischen Speisen“ sehr seekrank wird? Die nächste Landungsstelle ist erkundet, vom Hafen Gelentschik aus tritt man die Rückfahrt nach Wiliaminow an. Das neue Fort hält sich gut gegen einen schweren tscherkessischen Angriff, den Friedrich Karl in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni 1838 miterlebt und mitabwehrt.

Ende Juli ist es dann soweit, daß die zweite Landung an der erkundeten Stelle bei Chapzucho unternommen werden kann. Friedrich Karl hat sich inzwischen bewährt und erhält das Kommando über drei mit Kanonen bestückte Landungsboote. Er schreibt darüber am 24. Juli: „Die letzte Descente lief sehr glücklich ab. Ich kommandierte bei derselben drei Kanonierboote, um den rechten Flügel unserer Truppen zu decken. Der Güte unseres Chefs verdanke ich dieses Kommando, welcher mir dadurch eine Gelegenheit geben wollte, selbständig mitzuwirken. Ich war so glücklich, diesen Auftrag zur größten Zufriedenheit auszuführen. In der Relation an S. M. tat er davon die ehrenvollste und schmeichelhafteste Erwähnung.“ Nachdem die Landung Feuerschutz erhalten hat, steigt Friedrich Karl mit seiner Mannschaft auch ans Land und nimmt am allgemeinen Gefecht teil. Auch hier wurden die Tscherkessen von den Generalen Rajewski und Grabbe zurückgeworfen.

Bevor aber der Bau des zweiten Forts begonnen wird, geht für Friedrich Karl der Sommerfeldzug zu Ende. Er hat sich wohl bei dem nur teilweise geglückten Unternehmen gut bewährt und wird jetzt als Kurier nach St. Petersburg geschickt; dort trifft er am 11. August wieder ein. Zugleich mit seinen Papieren gibt er ein Gesuch um sechs Monate Urlaub ein, was ihm auch nach 14 Tagen genehmigt wird. An den Vater schreibt er: „Die Zahl der Orte, die ich in 11 Monaten durchlaufen habe, ist für unsere Begriffe ungläublich ... Ich bin, trotz der

überstandenen großen Fatigue, sehr wohl . . . Ich würde mich sehr freuen, wenn ich noch vor Ende der Brunftzeit ankommen könnte. Ich habe hier so das edle Waidwerk und die Forstwissenschaft etwas lange an den Nagel hängen müssen!“

Auf der Rückreise trifft er seinen Zaren in Potsdam und macht ihm die Aufwartung. Der Zar freut sich sehr und dankt ihm für sein Verhalten. General Rajewski hat ihn schon für Dekorationen vorgestellt. Nur sagt Friedrich Karl dabei offen dem Zaren seine Meinung über den mangelhaften Zustand der älteren Befestigungen am Schwarzen Meer.

Im November sieht er seinen Vater in Kupferzell nach fast drei Jahren wieder und besucht dann gleich seine Schwester Katharine, die inzwischen geheiratet und sich mit ihrem Mann, dem Grafen Erwin von Ingelheim, in Aschaffenburg eingerichtet hat.

Bald danach erhält Friedrich Karl vom Zaren einen goldenen Ehrensäbel mit der Inschrift „Für Tapferkeit“ und den St.-Wladimir-Orden IV. Klasse. Damit ist für ihn der Dienst in Rußland praktisch zu Ende. Als Erbe, der unmittelbar vor der Übernahme seiner Standesherrschaft steht, kann er sich nicht länger im Kaukasus mit wilden Bergvölkern herumschlagen. Der eben erst gewährte Urlaub wird bald um vier Monate verlängert. Endlich bittet Friedrich Karl den Zaren am 14. Januar 1839 um einen unbefristeten Urlaub, der ihm auch gewährt wird.

Nun ist ein Wechsel eingetreten. Die romantische Laufbahn des jungen Mannes im Dienste des großen Herrschers wird angehalten, er wird sich nicht im östlichen Märchenreich am tausendfachen Anblick konservativen Staatswesens für seine Zukunft bestärken können. Der Vater ruft ihn zurück ins kleine Deutschland, dessen Inneres noch so sehr von vagen Hoffnungen und Bewegungen zerrissen war. Wohl hatte der Zollverein seit 1833 die meisten deutschen Länder zusammengeschlossen, wohl sah, wer realistisch dachte, im straff verwalteten Preußen einen künftigen Ansatzpunkt zur Einigung. Wie diese Union einst aussehen sollte, ahnte man wohl nur. Zuviel lebenswichtige Bande liefen noch zur österreichischen Vormacht hinüber, die nur unter Schmerzen durchtrennt werden konnten. Und noch hatte im Innern des jungen Prinzen kein Weg zur Einigung sich aufgetan, kein Konzept sich geformt. Mediatisierte gingen so oft eigene Wege. Wir wagen es deshalb heute, das damals „ultrakonservativ“ genannte Denken Friedrich Karls und seiner Freunde zu verteidigen. Die Weichen zum deutschen Nationalstaat waren eben 1839 noch nicht gestellt. Wer möchte leugnen, daß der fruchtbare reißende Strom der nach 1810 entspringenden Romantik die jungen Menschen in der Folge nicht nur zum Hambacher Fest, sondern auch nach St. Petersburg treiben konnte? Wir werden sehen, daß in den folgenden Jahren noch übernational-ständische Gedanken Friedrich Karls Tun bewegen, und diese können in keines der üblichen Schemen gebracht werden. Erst nach dem Tode Nikolaus I. wird sich ein Wechsel abzeichnen.

II. Der Fürst und Standesherr

1.

Das Eingewöhnen im kleinen Kupferzell wird zunächst mühsam. Der kranke und mißmutige Vater mag den Sohn doch noch nicht in die Geschäfte blicken lassen, der Sohn nicht untätig in dem kleinen Marktflecken herumsitzen. So fängt er für kurze Zeit das Reisen wieder an. Den Fasching verbringt er am Hof seines Onkels, des Fürsten zu Fürstenberg, in Donaueschingen, und dort muß er auch

im Mai ein Fieber auskurieren, das er sich wahrscheinlich im Kaukasus geholt hat. Er reist im Sommer nach Heiligenberg, nach Mannheim, wo er sich am großherzoglichen Hof stets wohlfühlen scheint, und schließlich wieder zu seiner Schwester Katharine nach Aschaffenburg. Der Vater, Fürst Karl Albrecht, zieht währenddessen in sein neugebautes Haus nach Mergentheim und schreibt endlich von dort am 9. Dezember 1839 an seine Tochter: „Ich gedenke für immer hier zu bleiben und dem Fritz alles abzutreten, ich hoffe Gott wird seinen Segen dazu geben und mich ruhig erhalten.“ Und am 26. Dezember wird auch wirklich der Übergabevertrag unterzeichnet, den Karl Albrecht „wegen seines erreichten Alters und geschwächter Gesundheit“ ausstellt. Er war zu dieser Zeit 63 Jahre alt.

So richtet sich Friedrich Karl als neuer Fürst im Schloß zu Kupferzell ein und erhält als Beweis, daß Petersburg ihn nicht vergessen hat, am 11. Juli 1840 seine Beförderung zum Stabsrittmeister des Leibgarde-Husarenregiments mit Einteilung als Major à la suite der Kavallerie, unter Verbleibung als Flügeladjutant mit der Erlaubnis, ins Ausland zu reisen. Schon zu Ostern 1840 hatte er die Freude gehabt, seine Mutter zu sich nach Kupferzell zu holen. Die alte Dame hatte so nach einem wechselvollen Leben endlich wieder ein Zuhause gefunden. Man ahnt, welchen neuen Mittelpunkt im Hause Friedrich Karl nun zu bilden begonnen hatte.

In diese Zeit fällt auch seine Verlobung mit seiner Cousine, Prinzessin Therese zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Tochter des Fürsten Franz, der Schillingsfürst 1807 als Anteil erhalten hatte. Am 9. Oktober 1840 kommt sie mit ihrer Tante Feodora Hohenlohe-Langenburg von einem Besuch bei der englischen Königin Victoria zurück, bleibt auf der Durchreise zu Tisch in Kupferzell und reist dann weiter nach Langenburg. Am 15. Oktober fährt Friedrich Karl mit seiner Mutter hinüber, um den Namenstag der Cousine zu feiern. Das Paar war nach wenigen Tagen des Wiedersehens verlobt. Vermutlich hatten sie sich seit der Studienzeit des Bräutigams schon aus den Augen verloren, und wir wissen nicht, ob Friedrich Karl inzwischen an Therese gedacht hat. Wohingegen die Prinzessin Amalie zu Hohenlohe-Schillingsfürst, die Schwester der Braut, später bezeugte, daß Therese ihre erste Verlobung mit einem Prinzen zu Isenburg gelöst hatte, „... weil sie schon die Liebe zu ihrem späteren Gemahl im Herzen trug“.²⁷

Die Hochzeitsvorbereitungen gehen schnell, die bischöfliche Dispens wird am 3. November 1840 erteilt. Die Hochzeit wird am 26. November 1840 in Langenburg anscheinend als sehr stilles Fest gefeiert, da nur die Geschwister der Braut, die Fürstin Leopoldine, die Schwester mit ihrem Mann, dem Grafen Ingelheim, der Donaueschinger Onkel und die Casteller Verwandten dabei waren. Die Trauredere hielt der Dekan Mehring, derselbe, der nach fünfundzwanzig Jahren als Prälat von Mehring dem Fürstenpaar auch die Rede zur silbernen Hochzeit halten sollte. Eine Hochzeitsreise hat das junge Paar nicht unternommen, sie zogen aber am selben Abend noch in Kupferzell ein. Dort erwartete sie der Vater, der alte Fürst Karl Albrecht, der als Einzelgänger von Mergentheim gekommen war.

Die Ehe wurde trotz der konfessionellen Verschiedenheit sehr glücklich. Therese entstammte ebenfalls einer gemischten Ehe. Ihre Mutter, eine geborene Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, hatte sich die evangelische Erziehung ihrer Töchter ausbedungen, während die Söhne, die Brüder Thereses, in der katholischen Konfession des Vaters erzogen wurden. Es waren das die später von den Verwandten „die vier Haimonskinder“ genannten Brüder: Chlodwig, der spätere bayrische Ministerpräsident und deutsche Reichskanzler; Gustav, der spätere Kar-

dinal und Erzbischof von Edessa, Viktor, als erster Herzog von Ratibor einflußreich in der preußisch-deutschen Innenpolitik, und Konstantin, später Oberhofmeister am kaiserlichen Hof in Wien. Die Erziehung in dieser Familie war natürlich aufgeklärter und liberaler geraten als die der Verwandten in Kupferzell.¹⁹

Aber wie gesagt, die Ehe Friedrich Karls blieb bis ins Alter ungetrübt. Prinzessin Amalie zu Hohenlohe-Schillingsfürst hat die Neuvermählten bald nach der Hochzeit in Kupferzell besucht und schreibt über ihre Schwester: „Dabei geht doch aus allem die Versicherung ihrer Befriedigung über den Besitz des von ihr so geliebten Mannes hervor. Sie kann nie genug rühmen, wie er sie auf Händen trage, pflege und hüte und ihr das Leben auf jede Weise zu verschönern suche. Sie ist so glücklich über den Garten, den ihr Mann mit dem größten Eifer pflegte, und er konnte nicht genug trauliche Plätzchen schaffen und neue Anpflanzungen machen.“²⁷

Freude herrscht auch, als Zar Nikolaus sich auf Friedrich Karls Bitten bereit erklärt, Taufpate des ersten Sohnes zu werden. Diese Nachricht trifft am 8. September 1841 gerade einige Stunden vor Geburt des Sohnes Nikolaus ein. Bei der Taufe am 25. Oktober 1841 vertritt Graf Medem von der russischen Gesandtschaft in Stuttgart den Zaren.

Dem Ehepaar wurden insgesamt neun Kinder geboren, von denen zwei früh wieder starben. Die Geburt Nikolaus' am 8. September 1841 haben wir erwähnt. Viktor wurde am 25. Dezember 1842 geboren. Die nächsten beiden Kinder, Alexandra und Friedrich, geboren am 20. Januar 1844 und am 2. März 1845, sind schon früh wieder gestorben. Der spätere Fürst Friedrich Karl II., von dem das heutige Haus Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst abstammt, wurde am 26. September 1846, Prinz Chlodwig am 1. Januar 1848 geboren. Es folgen Karl Egon am 12. November 1849, Therese, die spätere Gräfin Rechberg, am 6. Juli 1851 und Franz, der nur einundzwanzig Jahre alt werden sollte, am 21. Januar 1856.

Von Amalie Hohenlohe-Schillingsfürst erfahren wir, daß die neue Fürstin eine strenge Protestantin war; „... obwohl sie mit großer Gewissenhaftigkeit ihre Kinder, ihrem Versprechen gemäß, katholisch erzog, hatte sie doch wenig Sympathie für diese Kirche und widerstand allen Zumuthungen, überzutreten, die übrigens nie von ihrem Manne ausgingen. Er schätzte und achtete ihr gläubiges Gemüt und vermied es, sie in ihren Überzeugungen irre zu machen.“²⁷

Die Eltern des jungen Fürsten haben übrigens nicht mehr sehr lange gelebt. Fürst Karl Albrecht III. starb zu Mergentheim am 15. Juni 1843. Wir können uns denken, daß das Haus Hohenlohe diesen einsamen Mann mit Wehmut in die Gruft unter der Waldenburger Schloßkirche geleitet hat. Der letzte Fürst im Hause, der einst noch souverän geherrscht und regiert und die „alte Reichsherrlichkeit“ gesehen hatte, ging an diesem Sommertag in die Vergangenheit ein. Und schon am 10. Januar 1844 folgte ihm seine Gattin Leopoldine.

Lassen wir aber nun folgen, was über die ersten Jahre des Standesherrn Friedrich Karl zu sagen ist. Wer sein bisheriges Leben im Hof- und Kriegsdienst überschaut, kann nicht wissen, welche Aktivität der junge Fürst nun entfalten sollte. Überall gab es aufzuräumen. Wichtig war vor allem, das richtige Verhältnis von Sparsamkeit und bitter nötigen Verwaltungsausgaben in der Standesherrschaft zu finden. Hatte doch ein mediatisierter Reichsstand im deutschen Bund bis zum Jahre 1848 eine Menge öffentlicher Aufgaben zu erfüllen und dafür Steuergelder zu erheben. Straßen-, Schul- und Pfarrhausbau sowie die Patrimonialgerichtsbarkeit waren nur Teile davon. Hier war offensichtlich bisher viel Arbeit liegengeblieben.

Bezeichnend für einen anderen Bereich ist das Gutachten eines Oberförsters Bühler von Welzheim aus den 1830er Jahren, in dem der Experte dem alten Fürsten Karl Albrecht geschmeichelt hatte, der Verwaltungskostenanteil in seinen Forsten liege prozentual weit unter demjenigen sämtlicher deutscher Forstverwaltungen, was nur dem persönlichen sachkundigen Eingreifen des Fürsten zu verdanken sei. Wer den Zustand der Wälder vor 1840 kennt, weiß, daß damit eigentlich unterlassene Aufwendungen gemeint sind.¹⁷ So muß es in allen Sparten der fürstlichen Verwaltung gewesen sein. Dazu kam, daß die Lebensführung Karl Albrechts gar nicht billig gewesen war. Die berühmte „Alte Hausschuld“, im Kern beruhend auf den Defiziten der Regierungszeit des Grafen Ludwig Gustav (1634—1697), der sich, ohne Dank zu ernten, im kaiserlichen Dienst ruiniert hatte, war während des 18. Jahrhunderts durch Mißwirtschaft, schlecht basierte Unternehmungen, unordentliches Steuerwesen und immensen Hofstaat in Schillingsfürst vergrößert worden,¹⁶ während die wachsende Steuerkraft des reichen Hohenloher Landes eigentlich das Gegenteil hätte bewirken sollen. Daß aus bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten um 1785 die Domänen Hohebuch und Schafhof verkauft worden waren, hatte die Situation kaum geändert.²⁸ Nun waren durch Karl Albrecht III., dessen Regierungszeit unter der Vormundschaft seines Onkels, des Bischofs Prinz Franz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, mit hoffnungsvollen Tilgungsansätzen begonnen hatte, den alten Verbindlichkeiten von 153 000 Gulden noch einmal neue von 109 000 Gulden hinzugefügt worden. Keine hoffnungsvolle Lage! Mit eisernem Fleiß stürzte sich Fürst Friedrich Karl auf die schwere Aufgabe, der Standesherrschaft diese Last zu erleichtern. Sein Haushalt war sparsam, von Reisen hören wir wenig, Erholung suchte die Familie im bescheidenen „Jagdhaus“ auf der Hochebene bei Obersteinbach.²⁷ Sämtliche wesentlichen Schriftstücke des täglichen Verkehrs tragen die Bearbeitungsvermerke des Fürsten. Was er den Beamten zu sagen hat, spart nicht mit deutlichen Ausdrücken und genau prüfenden Fragen. Man hat den Eindruck, daß das „Auge des Herrn“ nach Jahren wieder wohlätig wirkt. Und während der Fürst bis 1849 insgesamt 58 000 Gulden in Verbesserungen, Nachholung versäumter Aufwendungen, Neuaufforstungen, Wegebau und Grenzrevisionen investiert, gelingt es ihm, bis zum selben Jahr 1849 dem Besitz die drückenden alten Lasten abzunehmen und ein zinsgünstigeres Darlehen von 40 000 Gulden aufzunehmen. Was zur selben Zeit an umfangreichen Verbesserungen und Reparaturen an Gebäuden und Schlössern geleistet wurde, entzieht sich der zahlenmäßigen Erfassung, ist aber ebenfalls bedeutend gewesen.

Die Reform der Forstverwaltung, die nun ebenfalls eingeleitet wird, muß Gegenstand eines eigenen Kapitels sein, weil ihre Bedeutung über das Jahrhundert hinausreicht. Die Mittel für all diese Verbesserungen können nur aus einer strafferen Beaufsichtigung der Verwaltung entsprungen sein. Verschiedentlich wurden auch Beamtenposten umbesetzt. Kurz, das Bild der Standesherrschaft verbessert sich in den 1840er Jahren zusehends, und der Kontakt und die Zusammenarbeit von Fürst und Beamten wird besser.

Der Bevölkerung zu helfen, sollte schon bald Gelegenheit sein. Das Jahr 1846 war ein berühmtes Mißerntejahr gewesen, das in ganz Europa Hungersnot und Teuerung brachte. Besonders der Winter zum Jahre 1847 muß arg gewesen sein. Nach einem Aufruf der württembergischen Regierung gründen Friedrich Karl und seine Gattin am 22. März 1847 im Waldenburger Schloß einen „Bezirks-Wohltätigkeitsverein für die Standesherrschaft Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst“. Dieser stellt sich zur Aufgabe: Unterstützung der Armen, Hemmung der Fort-

schritte der Verarmung, Verbesserung der sittlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der ärmeren Klassen. Hauptgrundsatz der Mittelbeschaffung ist der Erwerb durch eigene Tätigkeit der Armen. Unter dem Vereine werden Lokalvereine in den Orten der Standesherrschaft gegründet, z. B. in Waldenburg, Kupferzell, Untersteinbach, Adolzfurt, Unterheimbach und Gailenkirchen. Der Verein scheint den Tätigkeitsberichten zufolge in den nächsten Wintern die Not durch Einrichtung von Suppenküchen und verbilligte oder kostenlose Abgabe von Reis, Brot und ähnlichen Nahrungsmitteln merklich gelindert zu haben. Friedrich Karl blieb Präsident dieser seiner Schöpfung bis an sein Lebensende. Der Grundstock des Vereins stammte offensichtlich von ihm, er wurde durch die Beiträge der Mitglieder ergänzt und diente dazu, die Lokalvereine nach Bedürfnis auszustatten. Nach Überwindung der Not in den bösen endvierziger Jahren fand der Verein bei der sich stetig bessernden Erwerbslage der Bevölkerung nicht mehr die frühere Aufgabenfülle.¹⁵

So wären wir nun beim Jahre 1848 angelangt. Wie die Gedanken unseres Fürsten zu den Bewegungen dieses Jahres standen, ist nicht schwer zu erraten. Das Merkwürdige ist, daß seine extrem konservative Haltung im Grunde unter den Standesherrn seiner Art ebenso selten war, wie etwa die eindeutig demokratischen Ideen des über Württemberg erbitterten Fürsten Konstantin von Waldenburg-Zeil. Zwischen diesen beiden Polen liegen alle möglichen Abstufungen des liberalen oder konservativen Spektrums.¹⁸ Der Schwager Friedrich Karls, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, bestieg in diesem Jahr voll Optimismus das schwankende Schiff des „Deutschen Reichs“ und wurde von Reichsverweser Erzherzog Johann dazu erwählt, dessen Regentschaftsantritt an den Höfen zu Athen, Rom und Florenz zu notifizieren. Später hatte er unter den Folgen dieser Mission noch viel zu leiden.¹⁹

Nach dem Märzaufrastand in Wien wird mit Zustimmung des Deutschen Bundestags in Frankfurt ein Vorparlament aus Mitgliedern deutscher Ständeversammlungen gebildet. Es sollte die Einberufung einer deutschen Nationalversammlung vorbereiten. Friedrich Karl wird in dieses Vorparlament gewählt und kann am 1. April 1848 an seine Gattin schreiben: „Bereits haben wir große Resultate dadurch erreicht, daß wir in entschiedener Majorität den Bestrebungen der Republikaner entgegengetreten sind. Nur dieser Majorität und ihrer Festigkeit ist es zu verdanken, daß nicht bereits das Bestehende gewaltsam umgestürzt und die Republik . . . proklamiert worden ist.“

Trotz der ungewissen politischen Lage fährt er im August 1848 mit der Fürstin ins Seebad nach Ostende und läßt die Kinder in Kupferzell zurück. Nach einem Besuch bei Königin Victoria von England, die Fürstin Therese und ihren Gemahl gerne sah, fährt das Paar über Brüssel nach Hause. Möglicherweise ist diese Sommerreise aus einfacher Abneigung gegen die deutschen politischen Zustände unternommen worden. War doch die Revolution nach der roten Revolte in Frankfurt und der Ermordung der Abgeordneten Auerswald und Fürst Lichnowsky in ein schreckensvolles Stadium getreten, zum erstenmal traten klassenkämpferische Parolen hervor und der nihilistische Unterton drückte die besten Hoffnungen nieder, die Gutgesinnte in die Umwälzung gesetzt hatten.

Von Brüssel auf dem Weg in die Heimat verwickelt sich der Fürst in der Eisenbahn mit einem Herrn in politische Gespräche; dieser entpuppt sich als der General Niellon, bekannter Radikaler und einer der Urheber der Revolution von

1830 in Belgien. Niellon kann ihm nun eingehend die Zustände in Deutschland schildern, und Friedrich Karl kommt nur schnell mit der Fürstin am 22. September nach Kupferzell, holt die Kinder und fährt am 24. schon wieder ab, da „die Gegend schon sehr aufgeregt ist“. Wer hätte gedacht, daß die freundlichen Hohenloher sich zu derartigem hinreißen lassen würden? Nachträglich liest sich die idyllische Schilderung Schraders über die Revolutionstage prächtig, ohne allen Zweifel aber hat die Agitation im Hohenlohischen wie auch in anderen Standesherrschaften zunächst auf die Einrichtungen der Mediatisierten gezielt.¹⁸ Größere Ausschreitungen sind allerdings nur in Niederstetten begangen worden, wo das fürstliche Rentamt niedergebrannt, die Akten auf die Straße geworfen und den fürstlichen Beamten die Scheiben zertrümmert wurden. „Nieder mit Hohenlohe — wir wollen königlich sein“, lautete die Forderung, die dann allerdings vor den Ansprachen besonnener Männer in Nichts zerlief.

Fürst Friedrich Karl kommt nun am 6. Oktober 1848 wieder in Brüssel, seinem selbstgewählten Exil, an und hat bald darauf eine Audienz beim belgischen König Leopold I. Aber die Untätigkeit wird ihm schwer. Am 20. Oktober schreibt er an den Zaren Nikolaus und beklagt auch das Schicksal Deutschlands: «Ce qui manque à l'Allemagne c'est un homme capable de se mettre à la tête du gouvernement central et de conduire avec le coup d'oeuil juste et la main ferme les destinées de ce malheureux pays . . .» Dann schildert er dem Zaren, wie er als russischer Offizier und Mann fester Überzeugung sich hier in Brüssel niederlassen mußte, und bittet, bei Hof in russischer Uniform erscheinen zu dürfen. Das revolutionär gebildete Belgien, aus der französischen Julirevolution miterstanden, war bis dahin von Rußland, der Vormacht der Heiligen Allianz, noch nicht mit einer Gesandtschaft bedacht worden. Der Zar gewährt die Bitte seines Flügeladjutanten, wenn er auch keine speziellen diplomatischen Aufträge erteilt, und das erste Erscheinen Friedrich Karls bei Hofe in russischer Uniform wird von König Leopold sehr erfreut aufgenommen. Den Winter verbringt Friedrich Karl in seiner Emigration notgedrungen untätig und begleitet im März die Gräfin Jenny Erbach-Schönberg, geb. Prinzessin Hohenlohe-Langenburg, nach England. Dort wird wieder ein Besuch bei Königin Victoria gemacht. Die eigentlich für den Sommer 1849 geplante Fahrt nach Petersburg muß aufgegeben werden, weil der Fürst sich nicht ganz gesund fühlt. Am 9. Mai 1849 kommt der Fürst mit seiner Familie wieder in Kupferzell an.

Sofort faßt er in seiner Standesherrschaft wieder festen Fuß. Hier hat sich inzwischen vieles verändert. Die Frankfurter „Grundrechte des deutschen Volkes“, alsbald in die württembergische Gesetzgebung aufgenommen, hatten Patrimonialgerichtsbarkeit und Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden aufgehoben.^{21, 22} Der Einzug der niederen Gefälle hörte damit auch auf. Damit war für die fürstliche Verwaltung ein großes Arbeitsgebiet weggefallen. In diese Zeit nach 1849 fällt nun der beispiellose Aufschwung in der Intensivierung des fürstlichen Forstwesens, der noch eigens geschildert werden soll. Dazu trug auch bei, daß in dem einen Jahr 1848 die Rotwildstände in den Wäldern ein für allemal vernichtet worden waren. Die Rehwildstände waren bis auf unbedeutende Reste ausgeschossen. Das zwang zu andersgerichteter Arbeit. 1855 richtete Friedrich Karl dann als Ersatz für die verlorene Hohe Jagd im Theresienberg einen landschaftlich prachtvollen Tiergarten ein und besetzte ihn mit Rot- und Damwild; allerdings konnte sich nur das Damwild halten.

Bemerkenswert für Friedrich Karls Wesen ist auch das kühle Verhältnis des Standesherrn zu seinem König, vor allem zu Wilhelm I. von Württemberg. Hatte

er schon früher davon gesprochen, daß ein „fataler Auftrag“ der Königin, den er einst am Zarenhof zu erledigen hatte, ihm die ganze Unnade Wilhelms I. zugezogen habe, so können auch seine Gefühle für den liberalen König an sich nicht sehr warm gewesen sein. Wilhelms Geschick, revolutionären Bewegungen dadurch die Spitze zu nehmen, daß er bürgerlich gesonnene Kabinette berief und Teile des Frankfurter Programms in die württembergische Gesetzgebung übernahm,²² mußten den Fürsten erbittern. Während Friedrich Karl bei König Ludwig I. von Bayern gut angeschrieben war und von ihm schon im März 1846 eine günstige Abstimmung Bayerns beim Frankfurter Bundestag wegen der Zwangsablösung standesherrlicher Rechte hatte erreichen können, sehen wir ihn fast nie am Stuttgarter Hof. Seine Pflichten als Mitglied der Ersten Kammer der württembergischen Landstände nahm er allerdings ernst und wohnte, wenn es ihm möglich war, während jeder Sitzungsperiode eine Zeitlang in Stuttgart. Sein Verhältnis zum Kronprinzen Karl als Gatten der Großfürstin Olga von Rußland, der zweiten Tochter Nikolaus' I., scheint besser gewesen zu sein als das zum königlichen Vater. Bei der Hochzeit des Paares im Juli 1846 hat er in St. Petersburg wieder Flügeladjutantendienst beim Zaren gemacht. Schon im September 1846 hatte das Kronprinzenpaar nach seiner Ankunft in Württemberg den Fürsten in Kupferzell besucht, und Friedrich Karl hatte es bei seiner Abreise zu Pferde bis an die Grenze der Standesherrschaft begleitet.

Wer war Friedrich Karl nun? Wie stand er im Bewußtsein seiner Umwelt? Eine bissige Polemik im Buch „Realpolitik“ des nationalliberalen Gelehrten und Publizisten von Rochau hat seinerzeit berichtet von einem „schwäbischen Standesherrn uralten Namens, der sich einen ausgestopften russischen Grenadier als eine Art Hausgötzen und seinen Kindern sogar einen russischen Hofmeister hielt“ (zitiert nach Gollwitzer).¹⁸ Wer hier gemeint ist, ist leicht zu erraten. War es aber wirklich so arg? Abgesehen davon, daß dieser Satz an „Spiegel“-Artikel unserer Tage erinnert, hat zumindest der russische Hofmeister nie existiert; die Gesichte des ausgestopften Grenadiers sind heute nicht mehr zu erforschen. Aber das sind Äußerlichkeiten. Russophilie war etwas, das zu jener Zeit in „einflußreichen Berliner Hofkreisen“¹⁸ gepflegt wurde und unserem Fürsten den Weg zum preußischen Hof erleichterte. Die Romantik eines Friedrich Wilhelm IV. von Preußen läuft hier analog zur früheren jugendlichen Romantik Friedrich Karls, welcher allerdings der psychopathische Zug des Preußenkönigs fehlt. Berichten wir von einer bezeichnenden Anekdote. Friedrich Karl war dabei, als im Jahre 1851 Friedrich Wilhelm IV. auf der Burg Hohenzollern die Huldigung des in Hohenzollern ansässigen oder dort begüterten Adels entgegennahm. Das Fürstentum war ja 1849 an Preußen abgetreten worden. „Ich konnte mich nicht enthalten“, erinnert sich Friedrich Karl, „nach der Feierlichkeit Sr. Majestät auszudrücken, welch wehmütiges Gefühl diese ergreifende Handlung in dem Herzen eines Deutschen erwecke, der kein Vaterland habe. Der König verstand mich und reichte mir bewegt die Hand mit den Worten: ‚Armer Hohenlohe!‘“ Wie muß er innerlich nach einem Deutschland seines Herzens gesucht haben. Deutscher ohne Vaterland — das klingt anders als die Briefe aus den Petersburger Jahren. Auch Carl Schurz hätte das von sich sagen können und hat es wohl gesagt. Hier wie dort wurden Deutsche in die innere und äußere Emigration getrieben.

Neutral klingt es, wenn Friedrich Karl über seine erste Begegnung mit Otto von Bismarck spricht, der damals preußischer Gesandter beim Deutschen Bundestag in Frankfurt war. Auf der Rückreise von Berlin im Winter 1852/53, wo der Fürst

den Zaren getroffen und Flügeladjutantendienst getan hatte, sitzt er dem künftigen Eisernen Kanzler im Zuge gegenüber. Bismarck äußert in der sich entspinrenden politischen Unterhaltung, jetzt handle es sich darum, mit Österreich vereint die Revolution zu bekämpfen, und wenn das geschehen, dann handle es sich darum, wer von beiden den anderen auffräße. „Da“, setzte er mit einer höchst ausdrucksvollen Gebärde hinzu, „hoffe ich auch dabei zu sein.“ Ich erlaubte mir, Sr. Exzellenz zu bemerken, daß die Folge davon sein werde, daß es keinem von beiden darum zu tun sein werde, die Revolution ganz tot zu machen, um, wenn der Augenblick des Aufgefressenwerdens komme, noch einen Bundesgenossen an ihr zu haben“, lesen wir in einem Brief des Fürsten.

Wir müssen aber noch bemerken, wie sich die Stellung Friedrich Karls in Petersburg inzwischen entwickelt hat. Als Oberleutnant war er 1839 aus dem aktiven Dienst geschieden. Beförderungen ließen nicht auf sich warten. Nach der Resignation Carl Albrechts III. wurde der neue Fürst Friedrich Karl schon 1840 zum Stabsrittmeister, im November selben Jahres zum Major befördert. 1845 wurde er Oberstleutnant und 1847 Oberst. 1851 bei einem neuen Besuch in Petersburg erhält er den Rang eines Generalmajors. Auch der junge Zar Alexander II. bewahrt ihm seine Freundschaft und befördert ihn 1856 zum Generalleutnant und zu seinem Generaladjutanten. Dabei ist es bis zum Tode Friedrich Karls geblieben.

Am Petersburger Hof hat Friedrich Karl noch öfters Dienst getan, so 1846 bei der Hochzeit der Großfürstin Olga, dann wieder von November 1850 bis Juni 1851. Im Januar 1852 dient er dem Zaren bei dessen Besuch in Berlin als Flügeladjutant. Zum letzten Mal sieht er Nikolaus I. während des Krimkriegs. Friedrich Karl bleibt von Mai bis Oktober 1854 in Petersburg. Der Kaiser empfängt ihn wieder mit offenen Armen: „Sie wollen also durchaus einige Kanonenschüsse hören!“ Allerdings ist der Zar sehr verändert, Gram und Sorgen haben sich auf sein Gesicht gezeichnet. Friedrich Karl hört ihn voll Kummer Anklagen gegen Österreich und die Welt aussprechen und ist selbst überzeugt vom Unwissen des jungen Kaisers Franz Joseph, der mit dem Zaren seinen besten Freund zurückstoße. Nun, das Verhalten Franz Josephs, dessen Reich 1848 durch die russische Armee vor dem ungarischen Aufstand gerettet worden war, war vielleicht für den Moment sehr klug, aber dankbar kann man es nicht nennen. Es hat die österreichisch-russische Feindschaft begründet, die bis zum ersten Weltkrieg dauern sollte.

Man spürt förmlich, wie wohl sich Friedrich Karl noch in St. Petersburg fühlt, wenn man auch beim Tee auf der Terrasse von Peterhof am fernen Horizont der Ostsee die Silhouetten englischer Kriegsschiffe auftauchen sieht. Ergriffen erzählt er vom Gespräch des Zaren mit einem alten Soldaten, der seine ganzen Ersparnisse für den Krieg gegeben hat: „Nur in Rußland sieht man den gemeinen Mann so ohne alle Verlegenheit mit seinem Regenten wie mit seinem Vater sprechen.“

Die Zuneigung des Zaren für den Fürsten hat wirklich die Jahre überdauert. „J'aime son caractère ferme et loyal, qui dans les circonstances actuelles se moque de tous les autres“, hat er schon früher einmal über Friedrich Karl gesagt. Aus der für den Fürsten so schweren Zeit nach 1848 sind Gespräche mit dem Zaren überliefert. „Zar Nikolaus kam mir mit offenen Armen entgegen und ließ mich dann neben sich an seinem Schreibtisch sitzen . . . Auf meine Bemerkung, daß ich ein Zurückgehen auf die alten Verhältnisse in Deutschland für rein unmöglich halte, sagte der Kaiser: ‚Sie haben in Deutschland einen Herrn haben wollen, dann zwei, und dann drei, das alles begreife ich; allein da nichts Neues zustande kam, so bleibt nichts übrig, als es bei dem alten Zustande zu lassen.‘ Als auch von dem

trostlosen Zustände des Adels in Deutschland die Rede war und der Kaiser die Frage aufwarf, ob der Adel nicht selbst die Schuld daran trage, erlaubte ich mir Seiner Majestät zu bemerken, daß dies allerdings der Fall sei. Der Grund hiervon sei aber der, daß der Adel zu fest an dem monarchischen Prinzip geangen und darüber versäumt habe, seine eigene Stellung zu befestigen und zu wahren . . .“

Wie schon bei der Feier auf dem Hohenzollern, so haben wir auch hier das Gefühl, daß sich ein Wechsel in Friedrich Karls politischem Bekenntnis andeutet. Hier ist es im Bewußtsein, verloren zu sein zwischen zwei Fronten. Zur selben Zeit spricht es der badische Staatsrechtler von Rotteck in seinem Werk vom „Demokratischen Prinzip“ aus: Volkssouveränität und konstitutioneller Monarch stehen sich als die einzigen Pole gegenüber, um die sich das politische Leben gruppiert. Zwischen ihnen könne sich nichts halten. Friedrich Karl muß das gespürt haben, und so setzt der Tod Nikolaus I. nur einen äußerlichen Schlußpunkt. Bei seinem letzten Abschied vom Zaren sagt dieser: „Es hat mich sehr gefreut, Sie hier zu sehen. Ich werde Ihnen immer dieselben Gefühle bewahren und hoffe, Sie wieder einmal hier zu sehen. Es wäre ja ganz schändlich von mir, wenn ich mich je gegen Sie ändern würde. Wir bleiben die Alten.“

Zar Nikolaus I. starb am 2. März 1855. Zur Beerdigung am 16. März ist Friedrich Karl wieder in Petersburg. Der neue Zar Alexander II. umarmt ihn und heißt ihn herzlich willkommen, dann tauscht er Erinnerungen mit ihm aus. „Die Gefühle, welche mein Herz bewegten, als ich die Kirche betrat, in welcher die sterbliche Hülle meines unvergeßlichen Herrn und Wohltäters ruht, vermag ich mit Worten nicht zu beschreiben. — Nachdem der Gottesdienst zu Ende war, kämpfte ich lange mit mir selbst, ob ich die teure Leiche ansehen wollte oder nicht. Das Bild des hochseligen Kaisers, wie ich ihn zuletzt sah, schwebte mir so lebhaft vor Augen, daß ich ihn jeden Augenblick sehen kann, und ich fürchtete dieses geliebte Bild durch den Anblick der, wie man sagte, sehr entstellten Leiche zu trüben.“

So geht ein Lebensabschnitt für den Fürsten zu Ende. Hatte der deutsche Standesherr die Schattenseiten des als autokratisch, gewalttätig und reaktionär verschrienen Zaren nicht gesehen? Vielleicht; aber wenn er sie gesehen hat, so muß er überzeugt gewesen sein, daß Rußlands Wesen sie dem Zaren aufgedrungen hat und daß sie für Rußlands Wohl nötig gewesen sind. Schreibt doch auch der große Alexis de Tocqueville in seinen „Souvenirs“ von 1893: „Es wäre in der Tat ein großer Irrtum zu glauben, die Macht des Zaren beruhe einzig auf der Gewalt. Sie gründet sich vor allem auf den Willen und die heißen Sympathien der Russen. Denn trotz allem enthält jede Regierungsform das Prinzip der Volkssouveränität in sich und es verbirgt sich sogar unter Institutionen, die der Freiheit am meisten entgegengesetzt sind. Der russische Adel hatte die Prinzipien und vor allem die Laster Europas übernommen; aber das Volk stand mit unserem Westen und mit dem Geist, der diesen beseelt, in keinerlei Berührung. Es sah im Kaiser nicht nur den legitimen Herrscher, sondern den Abgesandten Gottes, wenn nicht beinahe Gott selbst.“²⁵

Friedrich Karls Gedanken mögen sich denen Tocquevilles genähert haben, die voll tiefer Einsicht sind. Schließlich hat man ja bis heute noch keine andere Weise gefunden, um Rußland zu regieren.

2.

Die Wendung zu dem, was wir im Leben Friedrich Karls die „innere Emigration“ nennen wollen, vollzieht sich nun schneller. Zur selben Zeit, als seine beiden

Schwäger Hohenlohe-Schillingsfürst in weltlichen und kirchlichen Ämtern glänzende Karrieren beginnen, als andere Standesherrn in ihrem engeren deutschen Vaterland die Möglichkeiten zu politischer Mitarbeit erhalten und ausnützen,¹⁸ zieht sich Friedrich Karl, in den Vierzigern stehend, immer mehr auf seine Standesherrschaft und auf sein Haus zurück. Beides freilich hat nur Nutzen davon.

Wichtig ist die Übernahme der Vormundschaft über seine verwaisten Neffen Karl und Albert zu Hohenlohe-Bartenstein, deren Vater, Fürst Ludwig zu Hohenlohe-Bartenstein, im Jahre 1850 gestorben war. Mit dieser Aufgabe hatte sich Friedrich Karl bis 1861 zu befassen, denn bei Antritt der Vormundschaft waren die beiden Prinzen dreizehn und acht Jahre alt. Den einzelnen Vorkommnissen kann hier nicht gefolgt werden. Bemerkenswert ist ein Plan, der an der Wende von 1855/56 gefaßt wurde. Anscheinend war damals die Gelegenheit aufgetaucht, größere schlesische Herrschaften günstig zu erwerben. Friedrich Karl erwog, da seine eigenen Mittel zum Kauf nicht ausreichten, ob seine beiden Mündel an dem Unternehmen sich nicht beteiligen wollten. Um welche Herrschaften in Schlesien es sich handelte, wissen wir heute nicht mehr. Wahrscheinlich kann die heutige Generation nur froh darum sein, daß schließlich der Waldenburger Domänen-direktor Pahl mit seiner Stellungnahme den Fürsten von dem Vorhaben abbrachte. Dem Beamten behagte der Gedanke nicht, daß die Mittel zweier Standesherrschaften derart verquickt werden sollten. Er riet vielmehr dazu, die eigene Forstverwaltung zu verkaufen, wenn unbedingt ein schlesischer Besitz geschafft werden müsse; ein Gedanke, zu dem der Fürst sich natürlich nie durchbringen konnte.

Die Jahre 1856 bis 1869 scheinen ungetrübtes und friedliches Leben gebracht zu haben. Ungestört entfaltet Friedrich Karl seine schriftstellerische Tätigkeit und wird auf dem Gebiet der Heraldik und Sphragistik bald ein bekannter Autor. Seine Werke werden wir gleichfalls für sich behandeln, da sie bis heute ihre wissenschaftliche Bedeutung nicht verloren haben. Auch adelsrechtliche Fragen, recht heiße Eisen, werden aufgegriffen. Vor allem die standesherrlichen Rechte werden in der Ersten Kammer Württembergs in mancher Redeschlacht verteidigt. Die große Münzsammlung wird begonnen,¹⁴ die Sanierung der Forstwirtschaft macht unerhörte Fortschritte.¹⁷ Nach den Erinnerungen der Fürstin Marie von Thurn und Taxis, der Tochter seines Bruders Egon, der seinerzeit mit Friedrich Karl nach Wien gezogen und auf die Ingenieurschule gegangen war und schließlich durch eine Heirat mit der schönen Gräfin Therese von Thurn-Hofer sein Glück gefunden hatte, bot das häusliche Leben des Fürsten im Schloß von Kupferzell eine Fülle von Ausgeglichenheit, die alle Gäste beglückte. Als im Lande lebender Fürst und als Gelehrter war Friedrich Karl der rechte Mann, um das Werk zu beginnen, das uns schließlich die Sammlung und Sichtung der ganzen großen Hohenlohischen Geschichte und ihrer Hinterlassenschaft bringen sollte. Ich verweise auf das besondere Kapitel. Die wesentlichsten Werke sind in dieser Zeit entstanden.

Dazu kam, daß Friedrich Karl nach dem Tode des Fürsten Karl zu Hohenlohe-Kirchberg, des letzten seiner Linie, im Jahre 1861 Senior des Gesamthauses wurde, denn der von ihm so verehrte Onkel Ernst Hohenlohe-Langenburg war schon 1860 im Tod vorausgegangen. Friedrich Karl trug sein Amt bis 1869. Dann übergab er es nach der Hochzeit seines ältesten Sohnes Nikolaus an den Fürsten Hugo zu Hohenlohe-Öhringen, da er sich „von den Geschäften zurückziehen“ wollte. Er war damals allerdings erst 55 Jahre alt und wollte offensichtlich nun ganz seinen historischen Forschungen leben. Bald traten aber schwere Schicksalsschläge ein, so daß seine letzte Lebensperiode nicht mehr so fruchtbar sein konnte.

Wenden wir uns also seiner Familie zu. Seit dem Jahre 1856 hatte er nun sieben überlebende Kinder, nämlich sechs Söhne und eine Tochter. Der vierte Sohn, Prinz Chlodwig, zog im Jahre 1866 als österreichischer Leutnant ins Feld, enthusiastisch von der öffentlichen Meinung verabschiedet. Er wurde wie durch ein Wunder aus höchster Todesgefahr gerettet.²⁶ 1869 verheiratete sich der älteste Sohn, Nikolaus, mit der Prinzessin Sarah Marie von Esterhazy, und das junge Paar richtete sich in Waldenburg ein. Friedrich Karl hat das offensichtlich zum Anlaß genommen, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Ob er sehr glücklich dabei gewesen ist, wissen wir nicht. Der Haushalt des Erbprinzen begann wesentlich mehr Geld zu verschlingen als der des Fürsten und die Verschuldung der Standesherrschaft wuchs wieder. Dabei war sie doch in den letzten Jahrzehnten so gut im Gleichgewicht gewesen. Ein weiterer Schmerz muß für den Fürsten auch gewesen sein, daß die Ehe seines ältesten Sohnes zu seinen Lebzeiten kinderlos geblieben ist. Die kleine Prinzessin Sarah wurde erst kurz nach dem Tode ihres Großvaters geboren, doch starb ihre Mutter bei der Geburt.

Dagegen entsproßen der Ehe seiner Tochter Therese mit dem Grafen Otto von Rechberg und Rothenlöwen, die im August 1870 geschlossen wurde, zahlreiche Enkel. Ebenfalls kurz vor dem deutsch-französischen Kriege, im Januar 1870, hatte sich sein Sohn Victor mit der Gräfin Marie von Neukirchen, genannt von Nyvenheim, vermählt. Schon kurz darauf zog er mit seinem Bruder Karl Egon gegen Frankreich ins Feld, beide im Rang eines preußischen Leutnants. Dieses Mal ging es nicht so gut ab. Prinz Karl erlitt im Felde eine bleibende gesundheitliche Schädigung, von der er sich lebenslang nicht mehr erholt hat.

Nicht lange darauf suchte der Tod die fürstliche Familie zum erstenmal seit langer Zeit wieder heim. Der jüngste Sohn, Prinz Franz, Schüler des Gymnasiums in Heilbronn, kam 1876 schwer krank nach Hause und starb, kaum einundzwanzigjährig, nach langem Leiden am 5. Mai 1877.²⁶ Noch waren Friedrich Karl keine männlichen Erben in der Enkelgeneration geschenkt.

Prinz Chlodwig, später österreichischer Geheimer Rat und Oberstleutnant, vermählte sich jedoch im Januar 1877 mit der Gräfin Franziska von Esterhazy. Diesem Paar wurden fünf Kinder, davon drei Söhne, geschenkt. So gestaltete sich die Verbindung des Fürstenpaares zur Familie dieses Sohnes besonders eng. Lange sollte das indessen nicht dauern. Kurz vor seinem Tode traf den Fürsten noch der schwere Schlag, daß er den plötzlichen Tod dieser Schwiegertochter erfahren mußte; er befand sich mit der Fürstin in Baden-Baden.

Der dritte Sohn und spätere Fürst Friedrich Karl II., von dem das heutige Haus abstammt, war zu dieser Zeit noch unvermählt und befand sich als k. u. k. Statthaltereirat in Triest. Er liebte die dortige Landschaft und die Verwandten auf Schloß Duino, eben die Fürstin Marie von Thurn und Taxis und ihre Geschwister, über alles. Erst fünf Jahre nach dem Tod seines Vaters verheiratete er sich mit der Gräfin Therese zu Erbach-Fürstenau.

In den späteren Lebensjahren des Fürsten Friedrich Karl zerriß die Frage, ob man sich für oder gegen das vatikanische Konzil ausspreche, ob man die preußischen Kirchengesetze oder die Arbeit des Jesuitenordens bejahe, die Verwandtschaft Friedrich Karls so gut wie das deutsche Vaterland. Dem Sinne Friedrich Karls für starke Autorität konnte es nur widersprechen, wenn gegen das Konzil und gegen das Unfehlbarkeitsdogma Pius IX. Stellung genommen wurde. Obwohl er ein „Duzfreund und enger Vertrauter“¹⁸ des Bischofs Ketteler von Mainz gewesen ist, der gegen die Konzilbeschlüsse opponierte, und obwohl seine hochge-

stellten Schwäger Chlodwig Hohenlohe und Kardinal Gustav Hohenlohe mit die schärfsten Gegner dieses neuen Dogmas waren und sogar Döllinger nahestanden,¹⁹ hat er sich doch „öffentlich für das Konzil“ und gegen die Jesuitengesetze des deutschen Kulturkampfes ausgesprochen.¹⁸ Ahnte er, daß Bismarck in diesem Kampf unterliegen sollte? Ein erregter Briefwechsel mit seinem Schwager Chlodwig, der bis 1869 bayrischer Ministerpräsident gewesen war, liegt vor. Chlodwig hatte vor dem Konzil durch eine „Zirkulardepesche“ Döllingers die europäischen Regierungen veranlassen wollen, sich über die Folgen des Konzils zu beraten und Gesandte zur Kirchenversammlung zu schicken, um so die Beschlüsse mit zu beeinflussen und die Macht des Jesuitenordens zu überwinden. So wurde Fürst Chlodwig zum Mitkämpfer Bismarcks bei Ausbruch des Kulturkampfes. 1872 war er zwar nur Reichstagsabgeordneter, doch standen ihm wichtige Ämter bevor.¹⁹ Friedrich Karl hatte nun offenbar versucht, über ihn Einfluß auf die Kirchenpolitik der preußisch-deutschen Regierung zu gewinnen. Ob er an sich dem Jesuitenorden wohlgesonnen war, wissen wir nicht. Er sah aber, daß der Kampf fruchtlos und schädlich sein würde. Seinen Einwänden stellte Chlodwig entgegen, die Jesuiten seien eine Gefahr für den Fortbestand des Reiches, vor allem, da sie die Kurie beherrschten und die klerikale Agitation in polnischen und elsäßischen Reichslanden führten. Gegen die Kirche wende er sich nicht. Er wundere sich aber, daß einem Historiker wie Friedrich Karl die Analogie der Kulturkampfzeit mit den mittelalterlichen Machtkämpfen von Papst und Kaiser entgehe. „Was mich betrifft, so stehe ich auf der Seite der Waiblingen und will da stehen bis zu meinem Ende.“¹⁹ Aber lagen die Dinge analog? Die Kirche, die sich eben anschickte, sich für ihre übernationale Aufgabe im 20. Jahrhundert zu rüsten, und das neue deutsche Nationalreich mit deutschstämmigen Völkern — wie himmelweit ist das verschieden von den Reichen und Gewalten Heinrichs IV. und Gregors VII. Heute sehen wir das deutlicher, aber der Historiker Fürst Friedrich Karl sah das bestimmt früher als viele seiner Zeitgenossen, und das war nicht so leicht. Und hier sehen wir, daß er die Gedanken vager Romantik lange schon hinter sich gelassen hatte, während sein nüchterner Schwager, ohne es zu wollen, sich politische Ziele aus dem Mittelalter entlehnte. Friedrich Karl hatte als Gelehrter zu seiner Haltung gefunden. Seine Wandlung zum Deutschen eigener Art kommt schon in der Widmung seines Werkes über den heraldischen Doppelladler an Kaiser Wilhelm I. zum Ausdruck.⁸

Wir müssen noch erwähnen, daß Friedrich Karls heißgeliebte Schwester Katharine die gleiche Haltung einnahm. Zweimal verwitwet und kinderlos, hatte sie sich 1857 nach Rom geflüchtet und dort durch ihren Vetter, den Kardinal Hohenlohe, die Benediktinerpatres Maurus und Placidus Wolter kennengelernt. Ihnen und dem Orden des Heiligen Benedikt schenkte sie 1863 das verwaiste Kloster Beuron, das sie als verwitwete Fürstin von Hohenzollern gekauft hatte.²⁰ Von dort ging bald eine Fülle der monastischen und liturgischen Erneuerung über Deutschland und seine Nachbarländer aus. Als die Mönche in der Kulturkampfzeit im Exil waren, hütete die Fürstin Katharine das Kloster für sie.

Friedrich Karl vergißt indessen nicht, seinem Zaren Alexander zu allen besonderen Gelegenheiten zu schreiben. Zu jedem neuen Jahre geht ein Glückwunschbrief ab, aber auch anläßlich der Einnahme von Plewna im russisch-türkischen Krieg von 1877 und des mißlungenen Attentats von 1879. Der Zar verleiht ihm die Denkmünze für den Krimkrieg und den Weißen-Adler-Orden.

Der alternde Fürst führt seine begonnenen Werke in der Heimat fort. Im Kriege 1870/71 sorgt er als Vorstand des von ihm gegründeten Sanitätsvereins sehr

viel für die Verwundeten und Kriegskranken. Auch der Wohltätigkeitsverein lebt weiter. Aber die Gesundheit des fürstlichen Paares verlangte nun nach regelmäßigen Badekuren. Aus der Erinnerungsschrift an die Fürstin wissen wir, daß sie mit ihrem Mann regelmäßig zu längerem oder kürzerem Aufenthalt nach Baden-Baden fuhr. „Hier traf sie Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta, an welchen sie mit schwärmerischer Liebe hing; wie sie denn überhaupt eine begeisterte Preußin war.“²⁷ Beim Großherzog und der Großherzogin von Baden konnte das fürstliche Paar stets einer gütigen Aufnahme sicher sein. Im ganzen aber wurde Friedrich Karl immer einsamer. Er beklagt im Vorwort eines seiner wissenschaftlichen Werke, daß der Tod ihm viele seiner gelehrten Freunde entrissen habe. 1881 war Zar Alexander II. einem Bombenattentat zum Opfer gefallen.

Im Jahre 1883 zeigten sich beim Fürsten „die ersten Spuren eines tiefer gehenden Leidens“. So war er mit der Fürstin über den Winter 1883/84 in Baden-Baden. Dort traf ihn aber am 10. Januar 1884 die Nachricht vom Tode der Gattin des Prinzen Chlodwig aufs tiefste. Im Frühjahr sahen Kupferzell und Waldenburg den scheinbar neu gekräftigten Fürsten wieder, die Gemeinde Kupferzell bereite ihm einen herzlichen Empfang. Aber die Krankheit brach im Herbst wieder heftig aus. Nach langen Leidensmonaten starb Fürst Friedrich Karl I. am 26. Dezember 1884 im Schloß zu Kupferzell, siebzig Jahre alt.²⁸

Kaiser Wilhelm I. schrieb fast zwei Jahre später dem Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst: „Allerdings habe ich Ihrem verstorbenen Schwager sehr nahe gestanden, in ihm immer den Deutschen erkannt, selbst zur Zeit, in welcher er in höchster Gunst in Petersburg stand. Möge der so schwer heimgesuchten fürstlichen Familie der Beistand Gottes nicht fehlen, der derselben diese Trauer nicht ersparen wollte.“¹⁹

In diesen knapp zwei Jahren, bis zum November 1886, waren nämlich auch der Fürst Nikolaus I. und seine Gemahlin, Fürstin Sarah, gestorben und hatten ein einjähriges Töchterchen in der Obhut der einsamen Großmutter zurückgelassen.

III. Die bleibenden Werke des Fürsten

1.

Im Andenken des Hauses lebt der Fürst Friedrich Karl I. als „der Heraldiker“ fort. Meist überglänzt sein Rang in dieser Wissenschaft nach außen hin seine Hofstellung und seine forstwirtschaftlichen Leistungen. In der Tat sind seine Werke für die eines Nichtfachmanns, der niemals Geschichte und deren Hilfswissenschaften studiert hatte und einfach „in Wappensachen auch darein reden“⁷ wollte, wie er sich ausdrückte, etwas ganz Erstaunliches. Was er über die Herkunft der verschiedenen Wappenzeichen, heraldischen Elemente und Farben sowie über die Entwicklung bedeutender einzelner Wappen gesagt und geschrieben hat, ist unseres Wissens im großen und ganzen noch heute maßgeblich. Mit ungewöhnlicher Bildung und Belesenheit untermauert er alle seine Behauptungen. Mit sämtlichen wichtigen Archivverwaltungen, Publizisten und Gelehrten seiner Zeit scheint er korrespondiert zu haben. Aber auch auf dem Gebiet der Siegelkunde hat er Hervorragendes geleistet. Gollwitzer¹⁸ nennt ihn „einen der Begründer der modernen Sphragistik“. Ja, man kann Friedrich Karl nachsagen, daß er die „Sphragistik als einzig sichere Grundlage der Heraldik“ mitentdeckt hat.

Schon 1850 hatte er ein Inhaltsverzeichnis aller wesentlichen Hausgesetze der Familie Hohenlohe herausgegeben, das durch ein alphabetisches Register aller

enthaltenen Gegenstände und Fälle erschlossen war. Ein verdienstvolles Unternehmen, denn man muß bedenken, daß zu dieser Zeit das Hausrecht noch nicht in einem Buch kodifiziert war. Bis diese Aufgabe endgültig gelöst war, sollten noch einmal sechzig Jahre vergehen. Die Hausangehörigen brauchten aber einen Anhalt, denn die Hausgesetzgebung war durch die den standesherrlichen Familien gewährte Autonomie Landesrecht geworden. Bis 1918 waren die Agnaten ihr unterworfen.

Die nächsten Arbeiten erscheinen erst gegen das Ende der Bartensteiner Vormundschaft. Vor allem benutzt Friedrich Karl die fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Hohenlohe-Öhringenschen Domänendirektor Joseph Albrecht, der zugleich Archivar des Gesamthauses und Verfasser der „Münzgeschichte des Hauses Hohenlohe“ von 1844 war, um laufend die Werke erscheinen zu lassen, die ihm nötig schienen. Zunächst erscheinen in zwangloser Folge während der Jahre 1857 bis 1860 die Teile zum ersten Band des „Archiv für Hohenlohische Geschichte“,¹³ das sich schließlich zu einer der wichtigsten Grundlagen der Hausgeschichte entwickelte. Bis heute ist das Werk in seiner Art unübertroffen. „Sind auch im Laufe der Jahrhunderte viele Denkmale von Stein, Erz und Pergament, leider! zu Grunde gegangen, Burgen, Klöster und Kirchen, welche die Wiege des Geschlechts waren und dem frommen Sinn desselben ihre Entstehung verdankten, in dem Wechsel der Zeiten der Zerstörung und Umgestaltung anheimgefallen, so ist doch ein großer Theil auch heute noch vorhanden, werth, durch Schrift und Bild bekannt gemacht und den kommenden Geschlechtern als heiliges Erbtheil überliefert zu werden. Der Förderung dieses Zwecks ist das ‚Archiv für Hohenlohische Geschichte‘ gewidmet“, schreibt Friedrich Karl in der Einleitung zum ersten Band. Dieser enthält einen von Joseph Albrecht und dem Fürsten gemeinsam verfaßten Grundriß der Hohenlohischen Genealogie, an Anschaulichkeit und Genauigkeit nur von Belschners Stammtafeln 1924 übertroffen; sodann die „Hohenlohischen Siegel des Mittelalters“, eine peinlich genaue Abhandlung mit sieben prachtvollen Tafeln; vom selben Verfasser „Burg Neufels“ und „Historische Nachrichten über den Fürstlich Hohenlohe'schen Haus- und Phönixorden“ mit der Liste sämtlicher Ordensritter bis 1860 und einer prachtvollen Tafel. Friedrich Karl selbst steuerte die bis heute maßgebliche Abhandlung über das Hohenlohische Wappen bei. Alle wesentlichen Beispiele sind tadellos gestochen abgebildet, wie überhaupt das „Archiv“ auf Erhaltung der Gegenstände in Schrift und Bild Wert legt. Die Abhandlung baut auf Albrechts Schrift über die Hohenlohischen Siegel auf, wie überhaupt Wappen vor dem 14. Jahrhundert auf Denkmälern und Malereien sehr selten sind. Es wird der Nachweis geführt, daß das Wappen noch in der Entstehungszeit der erblichen Geschlechtswappen geschaffen worden ist und daß der seltene Fall vorliegt, in dem der Vater der Brüder Gottfried und Konrad von Hohenlohe sein Wappen am Ende des 12. Jahrhunderts frei erwählt hat. In großer Vollständigkeit werden die ersten Steinwappen und die frühesten Beispiele auf Münzen angeführt. Der Trierer Bilderkodex über die Romfahrt des deutschen Königs Heinrich von Luxemburg (Kaiser Heinrich VII.) wird nicht vergessen; in ihm ist ein frühes Beispiel für das Hohenlohische Wappen zu sehen. Überhaupt sind die wichtigsten Abbildungen aus dem alten Schrifttum zusammengestellt. Friedrich Karl wendet sich auch gegen zu feste heraldische Regeln. „Die Heraldik war, ist und bleibt, wie schon ihr Name angibt, eine Kunst.“ Die Frage nach dem Charakter der hohenlohischen Wappen-

tiere, ob sie Löwen oder Leoparden darstellen, wird als zweitrangig behandelt. Als Grund, warum die Lindenbranche im Helmschmuck in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch einen wachsenden Vogel ersetzt wurden, führt Friedrich Karl die allgemeine Prachtliebe in der damaligen Zeit an; schließlich ist die Helmzier auch viel länger veränderlich geblieben als der Wappenschild. Hier werden auch die einzigartigen Wappenschilder des Zweigs Hohenlohe-Braunec in der Herrgottskirche von Creglingen gewürdigt, der Wappenzuwachs von Ziegenhain und Nidda wird erwähnt, und schließlich folgen die unzähligen Steinwappen der Renaissance, wobei genauestens die Umformung der Helmzier in einen Phönix und die Aufnahme des gleichschen Löwen durch die Hauptlinie Hohenlohe-Neuenstein dargelegt wird. Den Abschluß bilden die Hohenlohischen Wappen nach der Erhebung zur Fürstenwürde im 18. Jahrhundert. Die Qualität der Abbildungen und die Anschaulichkeit des Textes lassen es fraglich erscheinen, ob dieses Standardwerk heute übertroffen werden könnte.

Quellenabdrucke, z. B. über Krafts III. Lehenbuch, dann eine Arbeit über Schloß Tierberg und verschiedene Nachträge beschließen den ersten Band des „Archiv“, eine wesentliche Unterlage für die von Friedrich Karl geplante Hausgeschichte.

Seit 1850 gehörte der Fürst als Ehrenmitglied dem Historischen Verein für Württembergisch Franken an, in dessen Jahrbuch mehrere seiner Arbeiten erschienen sind.

Als Einzelwerk Friedrich Karls erscheint im Jahre 1859 das „Sphragistische Album“² mit „diplomatisch genauen Abbildungen der ältesten Siegel der gegenwärtig noch blühenden Geschlechter des Hohen Adels“, eine Arbeit, die damals wohl allgemeines Interesse der Herrscherhäuser Deutschlands erregen konnte. Die Qualität der Abbildungen ist wieder über alle Kritik erhaben. Es folgen 1861 die „Frauensiegel des Mittelalters“.³ Friedrich Karl beschränkt sich hier zunächst auf dieses Thema, da die Siegelkunde der Bearbeitung noch ein weites Feld darbiete und man nur durch Einschränkung etwas leisten könne. Er entwickelt ein sphragistisches System und teilt die Siegel darin in Schrift-, Bild-, Portrait- und Wappensiegel ein. Auch hohenlohische Siegel sind in der ausgezeichneten Zusammenstellung enthalten. Jeder Erläuterung liegt eine gestochene Abbildung des Siegels in natürlicher Größe bei.

Aus demselben Jahr stammt die Untersuchung über „Das Wappen der Reichs-schenken von Limpurg“.⁴ Hier wird der Nachweis geführt, daß die mainfränkischen weiß-roten Spitzen im limpurgischen Wappen nicht einfach von Würzburg übernommen sind, sondern direkt, ohne Umweg, als herzoglich fränkische Farben dem Wappen einverleibt worden sind.

Von 1862 ist uns ein Vortrag bekannt, den der Fürst auf der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Reutlingen gehalten hat: „Die Siegel der Pfalzgrafen von Tübingen“;⁵ diese Familie hat er später noch in seiner Arbeit über das fürstenbergische Wappen untersucht.

Im nächsten Jahr — 1863 — schreibt Fürst Friedrich Karl seine große Untersuchung über den Sächsischen Rautenkranz,⁶ der ja durch seine vermeintlich unheraldische grüne Farbe auffällt. Hier wird der Beweis geführt, daß er sich aus einem ursprünglich grünen Blattkranz entwickelt hat. Verschiedene sagenhafte Theorien werden widerlegt und zurückgewiesen. Zwar wird die grüne Farbe auf

alten Wappen nur selten verwandt, aber doch immer dann, wenn die natürliche Farbe des Bildgegenstandes, also das Blattgrün eines Baumes, Krautes usw., dargestellt wird. Grüne Gründe dagegen sind jungen Ursprungs. Der Beweis wird durch eine statistische Auswertung der Züricher Wappenrolle geführt.

Ebenfalls von 1863 stammt das Werk „Zur Geschichte des Fürstenbergischen Wappens“.⁷ Stellvertretend für die gesamten Forschungen Friedrich Karls steht hier der Satz: „Der Schlüssel zu dieser Wappensprache ist die Sphragistik, eine Wissenschaft, welche immer noch nicht genug gewürdigt und gepflegt wird. Die Heroldskunst kann dabei nur in zweiter Linie zu Hilfe genommen werden, da ihre Quellen, mit wenigen Ausnahmen, nicht über das XVI. Jahrhundert zurückreichen, und ihre meisten Werke ... einer strengeren wissenschaftlichen Kritik entbehren.“ Das Fürstenbergische Wappen, aus einer Vereinigung des Zähringischen Adlers mit dem Pelzwerk aus dem Wappen der Grafen von Urach hervorgegangen, trägt nach Friedrich Karl den Adler nicht als Reichs-, sondern als freigewähltes Familiensignum. Der Pelzrand ist von frühen Randverzierungen streng zu unterscheiden. Vor allem wird die These der Zimmernschen Chronik verworfen, der Pelzrand sei aus den Wolken des Blumeneckschen Wappens gebildet. An einer Unzahl von Quellen wird das Entstehen des Urachschen Wappens erläutert, dann die Helmzier in ihrer Entwicklung erklärt. Zum Schluß folgt eine eingehende Blasonierung des Fürstenbergischen Wappens und, zum Vergleich mit dem Fürstenbergischen Adler, eine kurze Abhandlung über den Reichsadler; sodann noch Allgemeines über Pelzwerk, Wappenhelme, Wappendarstellung auf älteren Siegeln und zur Ergänzung eine Abhandlung über die Grafen „von der Fahne“, also die Geschlechter Tübingen, Montfort und Werdenberg. Angefügt ist eine Untersuchung über die Grafen von Heiligenberg.

1864 folgen die „Beiträge zur Geschichte des heraldischen Doppeladlers“,⁸ die 1871 eine Neuauflage erleben. Schon in der Einleitung belegt Friedrich Karl seine Theorie, daß der kaiserliche Doppeladler weder ein heraldisches Monstrum noch eine Verlegenheitslösung des Webstuhls sei, um Symmetrie zu erreichen, sondern seine Entstehung ungeachtet aller frühen Beispiele der monogrammatischen Zusammenschiebung des kaiserlichen und königlichen Adlers verdanke. Dasselbe Zusammenschieben könne auch bei frühen Alliancewappen beobachtet werden. Dann werden die frühesten Spuren des Doppeladlers, vor allem in Kleinasien, aufgesucht, und der Verfasser dieser Zeilen, der sich des Doppeladlers aus den Grabungen von Alacahöyük im Museum von Ankara wohl erinnert, kann nur bemerken, daß Friedrich Karl über die merkwürdigen Funde aus dem Hethiterreich schon informiert war und die Doppeladler von Uyük und Bogazköy abbildet und beschreibt. Auch die Seldschuken, Perser und Ortokiden werden nicht vergessen, und mit die wichtigste Erscheinung des Doppeladlers ist die im griechisch-byzantinischen und russischen Raum. Der ursprüngliche Sinngehalt des Doppeladlers im alten Orient bleibt unerklärt. Die Möglichkeit, daß Kreuzzugsbeute die Verwendung des Doppeladlers im Okzident vermehrt haben, besteht nach Friedrich Karl, bleibt aber bloße Anregung im heraldischen Gebrauch. Die Sinnggebung der neuen Figur bleibt davon unberührt. Der Doppeladler ist bei uns nicht vor dem 11. Jahrhundert aufgetaucht und noch lange danach nicht ausschließlich, sondern abwechselnd mit dem einfachen geführt worden. Erst Kaiser Sigismund nahm 1434 den Doppeladler als „stereotypes“ kaiserliches Wappen an. Der zweite Kopf ist als eine „Mehrung“ des Wappens aufzufassen, da er, wie

Friedrich Karl belegt, oft das Kaisertum spezifisch im Gegensatz zum deutschen Königtum symbolisiert. Zum Schluß werden noch Beispiele von Doppeladlern als Familienwappen gezeigt.

Diese Schrift hat, wie gesagt, den Fürsten bei ihrer Neuauflage von 1871 noch einmal stark beschäftigt.

1866 erscheint das Werk „Die deutschen Farben Schwarz, Rot, Gold und die historische Berechtigung der roten Farbe im deutschen Banner“.⁹ Wer stutzt nicht, wenn er dies liest? Ein Russenfreund schreibt über die „Revolutionsfarben“? Nun, im Jahre 1866 war es noch lange hin bis zu den Farben Schwarz-Weiß-Rot, und vielleicht haben damals diese älteren Farben noch mehr Geister hinter sich versammeln können als jemals später, da sie zum Zeichen linksgerichteter und liberaler Opposition gestempelt wurden und begannen, das unter dem preußisch-hansischen Schwarz-Weiß-Rot gewachsene Reichsbewußtsein zu spalten. Die Herleitung der Farben Schwarz und Gold ist einfach. Die kaiserliche Adlerstandarte des hohen und späten Mittelalters zeigte das Zeichen schwarz auf Gold. Die rote Farbe herzuleiten, ist schwieriger, da die roten Waffen des kaiserlichen Adlers recht späte Zutaten sind. Trotzdem ist Rot historisch gerechtfertigt. Ein Glossarium des Sachsenspiegels aus dem 14. Jahrhundert zeigt die Gestalt der berühmten Reichssturmfahne. Sie war „forne roth und hinden gelb“. Abgebildet ist sie im sogenannten Balduineum, dem Trierer Bilderkodex, der auch ein schönes Beispiel eines frühen hohenlohischen Wappens bringt. Die Farben Rot und Gelb mögen sich auf die römischen Stadtfarben beziehen. Deshalb stimmt Friedrich Karl vom persönlichen und historischen Standpunkt den Farben Schwarz-Rot-Gold zu, nicht aber der Anordnung, die unheraldisch ist und kurzerhand einst vom Lützowschen Korps übernommen worden ist. Die einzig richtige Folge ist Schwarz-Gold-Rot und die Unterscheidung zur belgischen Trikolore die waagrechte Teilung.

In einem gewissen Sinne ist die Arbeit des Fürsten „Das heraldische und decorative Pelzwerk im Mittelalter“¹⁰ eine Krönung seines Schaffens. Auch sie erlebte zwei Auflagen, 1867 und 1876, und knüpft an viele Einzelheiten seiner früheren Werke an, vor allem an die „Geschichte des Fürstenbergischen Wappens“. Friedrich Karl hatte im Lauf seiner Forschungen und Studien die Überzeugung gewonnen, daß die sogenannten „Eisenhutmuster“ sehr alter Wappen nichts anderes als verschiedenfarbiges Pelzwerk darstellten. Diese Ansicht war damals schon von den englischen, französischen und italienischen Wappenforschern vertreten, in Deutschland aber verworfen worden. Auch Friedrich Karl konnte sich nicht mit ihr befreunden, bis er den „Hortus deliciarum“ der Herrad von Landsberg eingehend studiert und dabei an drei Abbildungen das „Eisenhutmuster“ als Pelzfutter und Pelzverzierung von hochmittelalterlichen Gewändern erkannt hatte. In unzähligen Beispielen führt er die Verwendung von Pelz auf Wappenschildern vor und erklärt die daher rührende Nomenklatur heraldischer Farben (z. B. auf französisch „sable“, zu deutsch „Zobel“ für Schwarz). Der Verwendung im Schild entsprach ganz die Verwendung im Kleid. Somit kann man es sich ersparen, die Pelzfiguren als Wolken, Berge, Gläser, Kronen, Eisenhüte usw. zu blasonieren. Diese Entdeckung ist im deutschen Sprachraum Friedrich Karls größte Leistung; er konnte sie zu seiner Zeit erfolgreich verteidigen und erntete Anerkennung von kompetenter Seite.

Der zweite Band des „Archivs für Hohenlohische Geschichte“¹³ war 1870 fertig geworden. Als Hauptteil enthält er Albrechts überarbeitete und vervollständigte „Münzgeschichte des Hauses Hohenlohe“ mit sehr vielen guten Abbildungen;

wahrhaftig ein Standardwerk, das erst in unserer Zeit durch die unveröffentlichten Arbeiten von Angehörigen des Hauses Hohenlohe übertroffen werden könnte! Die Fülle der weiteren Artikel kann nicht vollständig aufgezählt werden. Wichtig sind die „Beiträge zur Geschichte des Collegiatstifts zu Öhringen“ von Stadtpfarrer Fischer, Bogers Untersuchung über die Grafenwürde Gottfrieds und Konrads von Hohenlohe in der Romagna und in Molise, Albrechts „Schillingsfürst“ und Rulands biographischer Versuch „Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe-Neuenstein“. Es schließen sich des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg posthum gedruckte Arbeit über seinen Onkel Friedrich Wilhelm, österreichischen Generalfeldzeugmeister und Sieger in zwei Türkenk Schlachten, dann die Erinnerungen des Fürsten Karl Joseph zu Hohenlohe-Bartenstein-Jagstberg über die Revolutionskriege und die Feldzüge mit den beiden hohenlohischen Infanterieregimentern, sowie Friedrich Karls Arbeit über den Alten Hausschmuck (mit prachtvollen Abbildungen) und Albrechts „Hohenlohische Grabdenkmale“ an. Heute noch ein eindrucksvoller Band!

1870 gab Fürst Friedrich Karl die Dissertation von Günther, „Das Siegelrecht des Mittelalters“, zur Beleuchtung eigener Thesen neu heraus. Wir erwähnten schon, daß er 1871 das Werk über den Doppeladler, 1876 „Das heraldische Pelzwerk“ überarbeitete und neu auflegte. 1878 erscheint noch eine Arbeit über „Die ältesten in Stein gehauenen Wappen des Hauses Hohenlohe“,¹¹ die vor allem die Wappen vom abgerissenen Öhringer Torturm, von Heilsbronn, Goldbach, Schöntal u. a. behandelt und analysiert. Als letztes größeres Werk übergibt der Fürst der Öffentlichkeit im Jahre 1882 die Schrift „Hohenlohische Mottos und Devisen und Verschiedenes über den Phönix“.¹² Hier werden alle auf Wappen, Siegeln, Münzen, Medaillen und anderswo vorkommenden Devisen des Hauses, die keineswegs immer auf „Ex flammis orior“ und den Phönix festgelegt sind, zusammengestellt und verglichen. Ähnlich wie die jeweils neuen Wappentiere der französischen Könige tauchten, vor allem im 16. und 17. Jahrhundert, für jeden neuen Regenten des Hauses neue Wahlsprüche auf. In derselben Schrift werden auch alte Darstellungsarten des Phönix gezeigt.

Noch viel wäre über die kleineren Schriften des Fürsten, seine Vorträge, Anregungen und Gelegenheitsreden zu sagen, was hier zu weit führen würde. An der Entstehung von Stälins bedeutender „Geschichte Württembergs“ hat er Anteil genommen. Schließlich geht Adolf Fischers „Geschichte des fürstlichen Hauses Hohenlohe“¹⁶ in drei Bänden, die Frucht des „Archivs für Hohenlohische Geschichte“, unverkennbar auf den Fürsten zurück. Sie erschien 1867, 1868 und 1871 und wurde dreißig Jahre später noch einmal nachgedruckt. Sie ist bis heute die einzige Hausgeschichte geblieben, die bis zum Jahre 1806 reicht. Ihre Frische und ihre Gliederung in anschauliche Biographien der bedeutendsten Mitglieder des Hauses läßt ihren Mangel an Gründlichkeit vergessen. Da Wellers Hausgeschichte von 1904 nur bis zum Jahre 1350 reicht und nicht fortgeführt wurde, bleibt eine gründlichere Geschichtsschreibung über das Haus Hohenlohe im ausgehenden Mittelalter und in der Neuzeit unseren Tagen vorbehalten. Fischers Bände sollten ja auch nur ein „Leitfaden beim Unterricht“ sein. „Wie unsere Jugend in der allgemeinen Weltgeschichte und in den einzelnen Landesgeschichten aus der Vergangenheit sich Lehren sammeln soll für die Zukunft, und neben der Religion hauptsächlich in diesem Studium eine sichere Grundlage für ihr eigenes künftiges Wirken und die Richtschnur für ihre Handlungen finden wird, so ist auch umso nothwendiger und umso interessanter für sie das Studium der Geschichte ihres eigenen Hauses, welche gleichsam durch den Mund der Besten

unserer Vorfahren und deshalb umso eindringlicher und verständlicher zu ihren Herzen spricht“, schreibt Friedrich Karl als Senior des Gesamthauses zu Weihnachten 1866 im Vorwort des von ihm angeregten Werkes.¹⁶

2.

Zum heraldischen und sphragistischen Forscherleben des Fürsten gehört aber auch untrennbar das Große, was er in den Sammlungen aufgebaut hat. Da ist zunächst einmal die Bibliothek „Hohenloica“, wohl seine eigene Handbibliothek, die er bei seinem Tode dem Gesamthaus vermacht hat. Sie enthält das ganze zu seiner Zeit wichtige und erreichbare Schrifttum über das Haus, wurde seitdem laufend ergänzt und befindet sich heute im Hohenlohe-Zentralarchiv in Schloß Neuenstein. Sie dient dieser Forschungsstätte zum täglichen Gebrauch. Weiterhin hat Fürst Friedrich Karl seine große Siegelsammlung, die Grundlage seiner sphragistischen Werke, dem Gesamthaus vermacht. Sie enthält Originale und Abgüsse mittelalterlicher Siegel Deutschlands und seiner Nachbarländer in großer Vollständigkeit. Auch die bedeutendsten hohenlohischen Siegel sind dort zu sehen. Sie wird heute in Schloß Neuenstein ausgestellt.

Das größte Verdienst des Fürsten liegt im Aufbau der Sammlung von Münzen und Medaillen des Hauses Hohenlohe, die von Grund auf neu zusammengetragen wurde. Vor seiner Zeit kann das Haus Hohenlohe-Waldenburg nur wenige Stücke besessen haben. Auch hier ist ein wirkliches Lebenswerk geschehen! Abgesehen von den größeren und wertvolleren Stücken hat sich die Sammlung vor allem mit den unzähligen Varietäten der kleineren Münzsorten und mit den heute so teuren „Kippen“ des Dreißigjährigen Krieges befaßt. Die verschiedenen Auflagen von Albrechts „Münzgeschichte“ haben das Werk begleitet, bis im Jahre 1880 Julius und Albert Erbstein für die 359 Nummern umfassende Sammlung einen eigenen Katalog herausbrachten, der heute neben dem „Albrecht“ als wissenschaftliche Grundlage für das Hohenlohische Münzwesen benutzt wird. Für das heutige Haus ist er die einzige Erinnerung an die 1945 von den Polen geplünderte Sammlung.¹⁴

3.

Friedrich Karls größtes Werk jedoch trat zu seiner Zeit weniger hervor als seine gelehrten Arbeiten. Der Fürst hat, wie früher schon angedeutet, unter großen Opfern das Fundament zum heutigen Rückgrat der Standesherrschaft, einer gesunden und nachhaltigen Forstwirtschaft, gelegt.¹⁷ Er kam fünfzig Jahre zu spät! Die große Zeit der Hartig, Pfeil und Cotta um 1800 war in Waldenburg verschlafen worden. Während in benachbarten Standesherrschaften große Forstmänner Bahnbrechendes schufen, so Friedel in Schwarzenberg und Cotta in Wallenstein, blieb bei uns unter Karl Albrechts III. Motto „Ersparnis von Verwaltungskosten“ alles beim alten: Überhege von Rot- und Rehwild, Waldweide, Streunutzung und schematische Mittelwaldwirtschaft. Gelegentlich tauchte ein fremder Gutachter auf, dessen schriftliche Äußerung bald ad acta wanderte. Der Waldenburger Forstbesitz galt als reines Laubholzgebiet, das er nach den neuesten pollenanalytischen Befunden ja auch ursprünglich war, und das Forstpersonal wollte lange Zeit vom Nadelholz, vor allem von der Fichte, nichts wissen. Diese Holzart hätte allein der ständigen verzweifelten Vorrats- und Zuwachsnot im frühen 19. Jahrhundert abhelfen können. Es gab sie im Süden des Waldenburger Reviers an einer Stelle, aber das besagte für die Leute noch gar nichts. Für den

Klafterholzverkauf blieb nach der Zuweisung der jährlichen Beamtendeputate nie viel für den Verkauf übrig, und so lebte die Forstwirtschaft davon, sogenannte Holländereichen über Heilbronn zum Schiffbau zu verkaufen.

Hier hat Friedrich Karl bei seinem Antritt der Herrschaft gründlich Wandel geschaffen. Die Forstbeamten mußte er zunächst auf ihren Posten belassen, aber die Nadelholzkultur wurde gleich 1840 eingeführt und viele zugekauften Grundstücke neu aufgeforstet. Jede Revierförsterei hatte nun eine größere Pflanzschule anzulegen und sich selbst mit Pflanzen zu versorgen. Noch konnte man sich nicht vom Mittelwaldbetrieb lösen, da der hohe Wildbestand großflächige Kulturen gefährdete. Sah man die Konsequenzen noch nicht? Hier sollte das Schicksal eingreifen. Als der Fürst 1849 von seinem halbjährigen Exil in Brüssel zurückkehrte, war es geschehen. Die bürgerliche Jagd hatte das Wild vernichtet. Die Jagd war nun eine derart „wertlose Nebensache“ geworden, daß die Förster eine Zeitlang tagsüber statt des Gewehrs ein Grabwerkzeug — Hacke oder Spaten — mit in den Wald nehmen mußten, um neben ihrem Dienst kleinere Nachbesserungen in Kulturen selbst zu machen.

Friedrich Karl sah, realistisch genug, daß künftig die Standesherrschaft ohne die niedrigen Gefälle auskommen müsse und deshalb die Revenuen aus wirtschaftlicher Tätigkeit nachhaltig gestärkt werden müßten, um einen Zusammenbruch zu vermeiden. Die Schnelligkeit, mit der die Folgerungen aus der neuen Lage gezogen wurden, ist erstaunlich. Nicht jeder Fürst hätte so schnell die nötigen Opfer gebracht, um seine Nachkommen zu versorgen. Nun stiegen die Aufwendungen für den Forst sprunghaft, das seit Jahrzehnten fällige große Kulturwerk begann noch im Jahre 1849, denn Wildschaden hatte man nicht mehr zu befürchten.

Frühere Schätzungen des Waldzustandes waren offensichtlich zu optimistisch gewesen. Nun liefert der Oberförster Weiß, der im nächsten Jahr allerdings den Dienst verlassen sollte, eine Übersicht über die Kulturbedürftigkeit der einzelnen Walddistrikte. 550 Morgen oder 183 Hektar Kahlfläche, soweit das genau ausgemessen werden kann, bieten sich dem Blick! Schon Weiß empfiehlt, Mischkulturen anzulegen, da sie „erfahrungsgemäß besser gedeihen“. Mit seinem Abgang beginnt für den Forst ein neuer Zeitabschnitt.

Wie der Fürst auch auf anderen Gebieten verstanden hatte, die rechten Männer auf die rechten Plätze zu stellen, so z. B. Albrecht und Fischer, so hatte er auch im Forstwesen eine glückliche Hand, als er sich den Oberförster, späteren Forstrat Lang von Neuenbürg zum ständigen Inspekteur der Forstverwaltung bestellte. Dieser Schwarzwälder Forstmann, der, einem seiner Briefe nach zu schließen, eigentlich im Hohenlohischen beheimatet war, ist die rechte Persönlichkeit gewesen, um in kurzer Zeit das in einem halben Jahrhundert Versäumte aufzuholen. Lang hält sich ab 1849 jeweils einige Monate des Jahres in Waldenburg auf, vermindert die Forstpersonalausgaben beträchtlich und läßt sich in der Zwischenzeit vom Forstassistenten Pahl vertreten. Dieser Abwesenheit Langs haben wir eine Fülle brieflicher Anweisungen an Pahl zu verdanken, die seine Waldbaugedanken klar aussprechen. Wer heute Langs Werk — die über 90jährigen Fichtenbestände — betrachtet, denkt wahrscheinlich: Da haben wir wieder einen der Zeitgenossen der Tharandter Schule! Man muß aber seine Briefe lesen, um zu verstehen, was er gewollt und erreicht hat und was nach seinem Abgang die Nachfolger aus seinem Werk gemacht haben. Es hat fast hundert Jahre gedauert, bis Hohenlohe-Waldenburg wieder einen Forstmann in Diensten hatte,

der so genau den Veränderungen der schwierigen Keuperstandorte zu folgen versuchte. Die Gefahren des reinen Fichtenanbaues hat Lang — fast vierzig Jahre vor dem Münchener Waldbauprofessor Gayer — deutlich gesehen und andere auf sie hingewiesen. Gleichzeitig spürt er — 1865 — den wachsenden Wildstand wieder: „Die Mischung der Holzarten, wie sie die sehr wechselnde Standortsgüte in . . . der Keuperformation einerseits zur Erziehung des möglichst großen Massenzuwachses und andererseits zur Zucht wertvoller Nutzhölzer verschiedener Art bedingt, wird durch das Wild verhindert und am Ende bleibt in der Hauptsache die Fichte die einzige auch für Nutzholz geeignete Holzart, welche unter den Umständen noch am leichtesten aufzubringen ist . . . Ist eine Fichtenwirtschaft schon mit Rücksicht auf die bessere Verwertung der Bodenkraft in Laub- und Nadelholz gemischten Beständen . . . weniger wünschenswert, so unterliegt dieselbe überdies noch so vielen Gefahren durch Naturereignisse, daß sie nur dann zu wählen wäre, wenn der Rehstand im jetzigen Umfang fortbestehen soll.“ Deutlicher kann man es nicht aussprechen.

Vor 1865 aber konnten noch Mischbestände aller Art begründet werden. Forche, Lärche und Tanne halten ihren Einzug in Waldenburg, und dank der finanziellen Opfer des Fürsten ist es möglich, jährlich Hunderttausende von Pflanzen zu setzen. In den 1850er Jahren werden die größten Kahlflächen bedeckt. Der Fürst nimmt selbst großen Anteil an den Kulturen, arbeitet persönlich die jeweils günstigste Pflanzmethode aus und kümmert sich um Akkorde, Löhne und Werkzeuge. In diesen Jahren werden die heutigen Fichten-„Platten“ auf den Hochebenen der Waldenburger Berge, allerdings meist als Mischbestände, begründet, weil dort oben die ärgsten Blößen lagen und dort natürlich am meisten Nadelholz gesetzt wurde. Die standörtliche Verschiedenheit von Hochebene und Hang wirkt sich im Bestandesbild bis heute aus, noch jetzt scheinen das Nadelholz oben und die Buche am Hang wie mit scharfem Messer getrennt. Wo die Streunutzung — die übrigens scharf dezimiert wird — das Bodenkapital schon verschleudert hat, beginnen Lärche und Forche im Verein mit Resten der alten Buchenbestockung neue Mischbestände aufzubauen. Diese schlechten Standorte, mit Fichte ergänzt, bieten heute die prachtvollsten Waldbilder, und man weiß nicht, was die größere Freude ist: durch diese Wälder zu spazieren oder Langs Kulturanweisungen zu lesen. Es ging damals mit Riesenschritten vorwärts.

Der im Schwarzwald wirkende Lang konnte sich aber nachhaltige Forstwirtschaft nicht ohne die Weißtanne vorstellen. Er wußte genau, wohin er sie pflanzen durfte, denn sie bleibt unter den mangelnden Niederschlägen Waldenburgs ein problematischer Baum. Der Weg seiner Weißtannenverjüngungen läßt sich noch heute auf der Karte deutlich verfolgen: bis zu den Linien, auf denen der höhere Rehwildstand ab etwa 1865 den Tannen-Vormarsch nach Süden gestoppt hat. Lang hatte es auf langsame Verjüngung abgesehen und lobt deshalb die Schattenertragnis der Tanne. Sie „gewährt bei dem Übergang vom bisherigen Mittelwald auf Hochwald den besonderen Vorteil eines ganz allmählichen über Jahrzehnte verzögernden Abtriebs der in Nadelholz umzuwandelnden Laubstangenhölzer, wobei vom letzteren während der Verjüngung ein sehr bedeutender Massen- und Wertszuwachs gewonnen werden kann; was bei dem Anbau der Fichte, welche weit weniger Überschildung verträgt, . . . nicht möglich ist“, schreibt er 1862.

In diesen zwanzig Jahren steht der Fürst mit Lang im ständigen Gedankenaustausch, der durchaus nicht nur Bejahung der Langschen Theorien ist. Er ergänzt mit seinem Wissen Langs Theorien und Vorhaben und vor allem, er bringt bereit-

willing alle Opfer, die die Forstwirtschaft von ihm fordert. Daß er sich persönlich eingeschränkt hat, haben wir gelegentlich erwähnt. Diese finanziellen Aufwendungen in der mageren Zeit vor 1870 zu machen, war nicht so einfach. So ist die Zeit von 1849 bis 1869 von höchster Bedeutung für die Stellung der Standesherrschaft im 20. Jahrhundert. Das Denkmal, das der Fürst dem leitenden Beamten im Jahre 1869 an der Straße von Waldenburg nach Sailach setzte, hatte dieser wohl verdient.

Die Fürsten Nikolaus (1884—1886) und Friedrich Karl II. (1886—1924), die einen intakten Forstbetrieb in die Hand nahmen, hatten verständlicherweise nicht mehr das gleiche Interesse für forstliche Einzelfragen. So hielt unter ihnen, nach bestem Wissen der leitenden Beamten, die Bodenreinertragslehre ihren Einzug. In Planung und Vollzug wurde die Fichte Hauptholzart und die Langschen Schöpfungen wurden, soweit möglich, zu Fichtenreinbeständen umgeformt. So stehen sie heute da. Sie haben die Standesherrschaft in schwierigen Lagen gestärkt und gehalten, wenn sie auch nicht so betriebssicher sind, wie sie nach Langs Plänen sein könnten. Trotzdem ist aller Grund zur Dankbarkeit gegeben. Der Fürst und der Forstrat Lang haben so vieles wieder ins Gleichgewicht gebracht, was über ein Jahrhundert im Argen lag. Diese Leistung entspricht durchaus derjenigen unternehmerischer Zeitgenossen in der Industrie. Wenn heute das Haus über eine solide Grundlage verfügt, so ist das das Verdienst dieser beiden Männer. Ob es nicht im Leben des Fürsten Friedrich Karl das größte ist? Denn beim Walde liegt der eigentliche Sinn ja gewiß nicht in der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit. Waldpflege ist ja, tiefer gesehen, auch Selbstzweck; Pflicht des handelnden Menschen gegenüber dem Schöpfer der Natur und allgemeine Wohltat.

4.

Die etwas trockene Aufzählung der Werke und Verdienste des Fürsten Friedrich Karl I. zu Hohenlohe-Waldenburg möge man dem Verfasser verzeihen. Nur so kann man dem komplexen Wirken eines Standesherrn gerecht werden, dessen Lebensziel in den Worten aus seiner Jugend beschlossen liegt: „... In der Reihentafel meiner Ahnen soll auch mein Name nicht der letzte sein.“

Er ist es bestimmt nicht. Wir wissen von keinem größeren Hüter und Bewahrer im Hause Hohenlohe.

Benutzte Literatur

- ¹ Archivbestände: Briefe und Aufzeichnungen des Fürsten Friedrich Karl zu Hohenlohe-Waldenburg. Fürstl. Hohenlohe-Waldenburgsches Archiv im Fürstl. Hohenloheschen Zentralarchiv Neuenstein. (XXI-G 1, 6, 98, 113, 132, 133, 138, 145, 168, 199, 201, 212—214.)
- ² Friedrich Karl Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg, Sphragistisches Album, Stuttgart 1859.
- ³ Derselbe, Frauensiegel des Mittelalters, 1861.
- ⁴ Derselbe, Das Wappen der Reichsschenken von Limpurg, Stuttgart 1861.
- ⁵ Derselbe, Die Siegel der Pfalzgrafen von Tübingen, Vortrag, Reutlingen 1862.
- ⁶ Derselbe, Der Sächsische Rautenkrantz, Stuttgart 1863.
- ⁷ Derselbe, Zur Geschichte des Fürstenbergischen Wappens, Stuttgart 1863.
- ⁸ Derselbe, Beiträge zur Geschichte des heraldischen Doppeladlers, Stuttgart 1864 und 1871.
- ⁹ Derselbe, Die deutschen Farben Schwarz, Rot, Gold und die historische Berechtigung der roten Farbe im deutschen Banner, Stuttgart 1866.
- ¹⁰ Derselbe, Das Heraldische und decorative Pelzwerk im Mittelalter, Stuttgart 1876 und 1876.

- ¹¹ Derselbe, Die ältesten in Stein gehauenen Wappen des Hauses Hohenlohe, Stuttgart 1878.
- ¹² Derselbe, Hohenlohische Mottos und Devisen und Verschiedenes über den Phönix, Stuttgart 1882.
- ¹³ Archiv für Hohenlohische Geschichte, herausgegeben von Joseph Albrecht, 2 Bde., Öhringen 1865 und 1871.
- ¹⁴ Erbstein, J. und A., Die Sammlung Hohenlohischer Münzen und Medaillen des Fürstl. Hauses Hohenlohe-Waldenburg, Dresden 1880.
- ¹⁵ Statuten des Hohenlohe-Waldenburgischen Bezirks-Wohlthätigkeits-Vereins, Öhringen 1866.
- ¹⁶ Fischer, A., Geschichte des fürstlichen Hauses Hohenlohe, 3 Bde., Stuttgart 1867, 1868 und 1871.
- ¹⁷ Erbprinz zu Hohenlohe-Waldenburg, F. K., Waldgeschichtliche Untersuchungen im Wuchsbezirk Waldenburger Berge, Referendararbeit bei der Forstdirektion Nordwürttemberg, 1959.
- ¹⁸ Gollwitzer, H., Die Standesherrn, Stuttgart 1957.
- ¹⁹ Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Denkwürdigkeiten, 2 Bde., Stuttgart und Leipzig 1906.
- ²⁰ Marie Fürstin von Thurn und Taxis, Jugenderinnerungen, Wien 1936.
- ²¹ Weller, K., Württembergische Geschichte, Stuttgart 1957.
- ²² Grauer, K. J., Wilhelm I., König von Württemberg, Stuttgart 1960.
- ²³ Olga Nikolaiewna Königin von Württemberg, Traum der Jugend, Goldner Stern. Aus ihren Aufzeichnungen. Pfullingen 1955.
- ²⁴ Wolkonskij, M., Die ersten russischen Freiheitskämpfer des 19. Jahrhunderts. Die Dekabristen. Zürich 1946.
- ²⁵ de Tocqueville, A., Souvenirs, Paris 1893, zitiert nach Tschizewskij, D., Europa und Rußland, Darmstadt 1959.
- ²⁶ Göller, Worte des Trostes und der Erinnerung bei der Beisetzung I. H. D. der verwitweten Fürstin Therese Amalia Juditha zu Hohenlohe-Waldenburg, Schwäbisch Hall 1891.
- ²⁷ Zur Erinnerung an unsere geliebte Schwester Thesy, 1816—1891. Hrsgg. v. Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Straßburg 1891.
- ²⁸ Saenger, W., Die bäuerliche Kulturlandschaft der Hohenloher Ebene und ihre Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert. (Forschungen zur deutschen Landeskunde), Remagen 1957.

Für hilfreiche archivalische Ratschläge bin ich Herrn Archivrat Karl Schumm, Neuenstein, zu Dank verpflichtet.